



KODAK GRAY SCALE



C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

1.0

.20

.30

.50

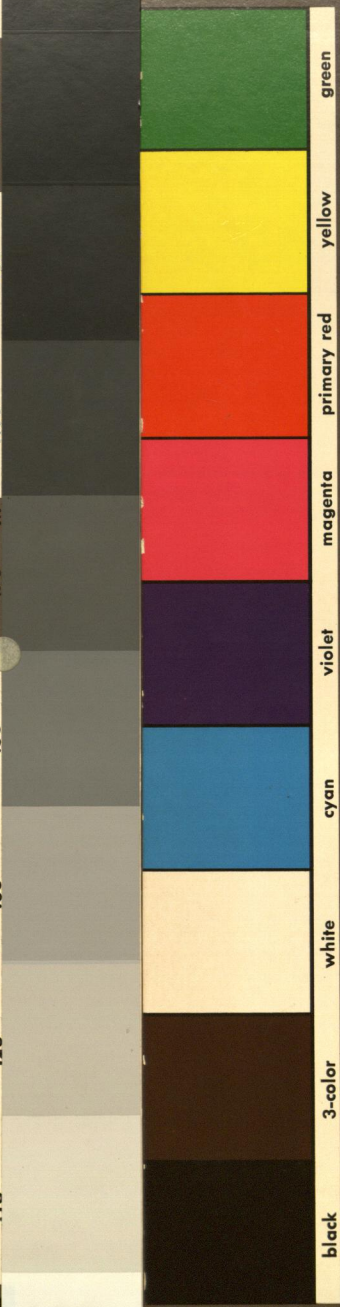
.70

1.00

1.30

1.60

1.90



black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green

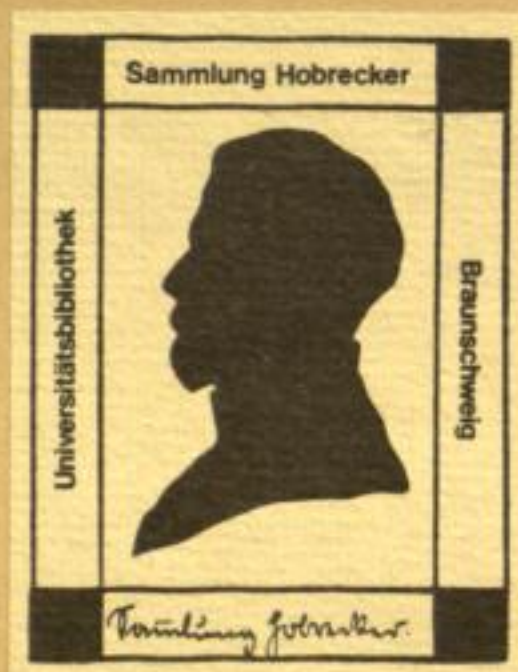


KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.





Der
B **v** **o** **l** **o** **g** **i** **s** **c** **h** **e** **G** **a** **r** **t** **e** **n**
 mit

Thieren aller Arten

in Bildern und Gedichten und mancherlei Geschichten.

Von

Julius Zähler.

(Verfasser von „Herr und Madame Gerne-Groß“, „Das Buch vom Onkel Hopsaffa“,
 „Thiere in Kleid und Schuh“ u. s. w.)

Mit 12 colorirten Bildern nach Guido Hammer und Wilhelm Wegener.

Dresden,

Rudolf Kunze's Verlagsbuchhandlung.

[1863]





In den zoologischen Garten
Wandern Kinder aller Arten,
Kleine und auch große,
Sanfte und auch lose.

Alle wollen da gern schauen
Wilde Schweine, bunte Pfauen,
Löwen, Panterthier und Affen,
Tiger, Füchse und Giraffen, —
Störche, Adler, Königsgeier,
Eulen, Bebra's, Wölf' und Reiher,
Elephanten, wilde Katzen,
Bären mit gewalt'gen Taten,
Hirsche, Rehe, Kakadu's,
Büffel und auch Känguru's,
Thiere aller Sorten
Und von allen Orten.

Aber Kinder, groß und kleine,
Höret, was als Freund ich meine:
Wenn ihr nur wollt seh'n und sehen,
Wird die Lust euch bald vergehen. —
Größ're Freude wird erwarten
Euch im zoolog'schen Garten,
Wenn ihr fleißig erst gelesen
Von der Thiere Art und Wesen,
Wo sie wohnen, wie sie leben,
Welchen Nutzen sie uns geben,
Ob sie grimmig sind, ob heiter,
Ob sie schaden und so weiter.
Darum Kinder, groß und kleine,
Daß ihr seht, wie gut ich's meine,
O so kauft euch dieses Buch,
Und dann lernt ihr bald genug.

Slinke Leute.

Ich kenn' ein wunderliches Thier
Im frischen, grünen Waldrevier,
Das sieht man auf vier Läufen
Durch Büsch' und Wiese schweifen.
Am Rückenende wächst ihm gar
Ein Blümlein von rothem Haar
Und oben auf dem Kopfe
Stehn ohne Erd' und Topfe
Zwei Rosenstöcke knochenhart
Mit Rosen von gar feltner Art,
Denn viele Perlen, gelb und braun,
Sind ringsum wie ein Kranz zu schaum,
Und aus den Rosen wachsen hoch
Zwei Gabeln oder Kronen noch.
Und daß das Thier gut sehen kann,
Hat's vorn am Kopf zwei Lichter d'ran.

Wißt ihr, liebe Kinder, wie dieses wunderliche Thier heißt? Das ist der Hirsch. Die vier Läufe sind seine slinken Beine; die Blume ist der kurze Schwanz, halb so lang, als ein Ohr; die Rosenstöcke sind die erhabnen Stellen auf dem Stirnbeine, wo die beiden Stangen (das Geweih) aufsitzen; an jedem Geweih heißt der unterste ringförmige Theil: die Rose, und die kleinen Höcker darauf sind die Perlen. Hat das Geweih oben zwei Spitzen oder Enden, dann nennt man dies die Gabel; sind aber drei und mehr Enden oben gewachsen, so ist es eine Krone. Die Lichter aber sind die Augen. Diese wunderlichen Benennungen haben schon vor mehr als hundert Jahren die Jäger erfunden, und wenn ihr mit einem solchen Grünrock zusammenkommt, so würde er schön lachen, wenn ihr anders sprechen wolltet. Jedes Jahr verliert der Hirsch sein Geweih und bekommt ein neues, an dem allemal zwei Spitzen mehr sind. So giebt es im Schloß Moritzburg in Sachsen ein Hirschgeweih, an dem sind 66 Enden.

Auf unserm Bilde steht der Hirsch gemüthlich bei seiner Familie, aber im Walde draußen ist er ein rechter Rabenvater, der sich um die Seinen gar nicht bekümmert, auch wenn seine Frau, die Madame Hirsch, ihm solche niedliche muntere Zwillinge geschenkt hat.

Zwillinge kommen aber selten vor, die Hirschmutter, von den Jägern bloß Thier genannt, hat gewöhnlich nur ein Kind.

Wie der Herr Hirsch gegen seine Familie so gar lieblos ist, so böse ist er auch oft gegen seines Gleichen und sogar gegen Menschen. Am schlimmsten treibt er es um die Mitte des September bis in den Oktober hinein; dann orgelt (schreit) er oft die ganze Nacht hindurch im Walde und wehe, wenn ein Bruder mit ihm Streit anfangen will. Dann kämpfen sie mit den Geweihen auf Tod und Leben, daß man das Zusammenstoßen oft weithin hört und manchmal stößt einer den andern wirklich todt. Es ist sogar vorgekommen, daß beide Kämpfer gestorben oder verendet sind. Sie hatten die Geweihe mit aller Gewalt so fest in einander gestossen, daß dieselben nicht mehr auseinander gingen. So kämpften im Jahre 1859 im Thüringer Walde zwei mit einander. Der eine war ein Bierzehnder, d. h. er hatte an jedem Geweih sieben Spitzen oder Enden; der andere war ein Zwölfender. Auch sie konnten mit ihren Geweihen trotz alles Ziehens nicht mehr auseinander. Da drehte der Bierzehnder den Kopf des Zwölfenders so mit aller Gewalt auf die Seite, daß bei dem Schwächeren das Rückenmark zerriß und er todt zur Erde stürzte. Aber dem Sieger ging es auch sehr traurig. Er konnte von dem Todten nicht loskommen und ward von dem Jäger erschossen; aber auch jetzt konnte man die Geweihe nicht trennen und sie sind noch zusammen bis auf den heutigen Tag.

Bernünftige Menschen trauen den Hirschen nicht und gehen ihnen aus dem Wege, wenn sie nicht eine Flinte oder einen derben Stoß bei sich haben. Selbst zahme Hirsche bekommen manchmal schlechte Laune und stoßen mit ihrem Geweih gegen Menschen. So hatte vor zweihundert Jahren im sächsischen Erzgebirge ein reicher Mann einen Hirsch jung aufgezogen und so zahm gemacht, daß er neben dem Schlitten oder neben seinem reitenden Herrn wie ein Hund herlief. Als der Weg aber einmal durch das Städtchen Schwarzenberg ging, stieß das wildgewordne Thier zwei Menschen nieder, und es würde noch mehr Unglück angerichtet haben, wenn es nicht die Hunde zum Thore hinausgejagt hätten. Bald darauf erschreckte derselbe Hirsch eine ganze Kirchengemeine, denn an einem Sonntage kam er durch die offne Kirchensforte in die Predigt. Sanftmuth hatte er aber nicht dabei gelernt; er stieß nämlich nach einiger Zeit einen Schmidt todt und zur Strafe wurde er erschossen.

In früheren Zeiten wurden die Hirsche zu gar entseßlichen Reitsperden verwendet. Wenn nämlich ein Wilddieb, das ist ein Mann, der in einem fremden Walde ohne Recht das Wild schoß, ertappt und gefangen wurde, so band man ihn wohl gar mit Ketten auf einen eingefangenen Hirsch und ließ dann das Thier laufen. Durch das Kettengerassel und den schweren Reiter wurde der Hirsch immer wilder, wälzte sich auf dem Boden, rieb sich an den Baumstämmen und segte wie ein Pfeil durch die Aeste des Waldes. Aber der Reiter fiel nicht herunter, das Gerassel hörte nicht auf, und so hegte das geängstigte Thier Tage und Nächte lang umher, bis es todt zusammenstürzte. Der unglückliche Wilddieb aber mußte elend verhungern, wenn er nicht schon vor dem Hirsche gestorben war.

Je wilder der Herr Hirsch sich benimmt, desto sanfter ist seine Frau. Sie verläßt ihr Kind, das Kälbchen, keinen Augenblick, bis es groß geworden ist. Das Wachsen geht freilich hier schneller, als bei den Kindern der Menschen. Bloss drei Tage liegt das niedliche Thierchen ganz still auf dem Lager, dann krabbelt es schon umher und nach einer Woche ist es schon flink auf den Beinen, und bald begleitet es seine Mutter auf den Spaziergängen im frischen, grünen Walde. Im nächsten Jahre schon kennen sich Mutter und Kind nicht mehr und laufen gleichgültig an einander vorüber. Da lobe ich mir doch eine menschliche Mutter, die vergißt ihr Kind im ganzen Leben und im Tode nicht, selbst wenn das Kind undankbar ist und ihr Kummer und Herzeleid bereitet hat. Das können aber nur böse Kinder thun. —

Doch auch die Hirschmutter ist sehr gut, so lange das Kälbchen bei ihr ist. Wenn ein Feind kommt und dem Kinde etwas thun will, da stellt sich die Mutter demselben muthig entgegen und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Füchse und andere Gesellen dieser Art schlägt sie mit den Vorderhufen todt, und das ist den Bösewichtern recht, warum wollen sie die hübschen Hirschkalbchen verzehren.



1. Rennthier. 2. Rehbock. und Rieke. 3. Edelhirsch, Hirschkuh und Hirschkalbchen. 4. Dammwild.
5. Elenntier von Wölfen verfolgt.

Wovon ernähren sich denn aber die Hirsche mit ihrer Familie?

Das weiß der Bauer am besten, und er würde sich gar nicht freuen, wenn eine ganze Heerde oder ein ganzer Trupp in seiner Nähe im Walde wohnte. Warum denn nicht? — Weil ihm die Hirsche so großen Schaden anrichten. Gegen Abend zieht das Rothwild aus dem Walde, um auf Wiesen und Feldern zu äsen (fressen). Seine Lieblingsäsung im Frühjahr ist junge Saat; im Sommer geht es gern in die reifen Getreidefelder, und schwimmt selbst durch Flüsse, um dahin zu kommen. Auch Kohl, Erbsen, Bohnen und anderes Gemüse schmeckt ihm ganz vortrefflich. — Im Herbst liebt es vor Allem Kraut und Rüben und auch manches Gericht Kartoffeln ist es gleich mit der Schale. Ein sehr unbescheidner Gast ist dann der Hirsch in einem Obst- und Weingarten, und er schadet dann mehr durch das Zerknicken der Äste und Reben, als durch das Verzehren der süßen Früchte. — Im Winter muß er sich recht kümmerlich behelfen, dann hat er höchstens hier und da etwas Wintersaat, sonst muß er mit Baumknospen und sogar mit Baumrinde vorlieb nehmen. Da haben es die Kinder besser, die essen Stollen und Pfefferkuchen zu Weihnachten.

Der größte und stärkste von allen Hirschen ist das Elenthier oder kurz Elen.

Es ist so groß als ein Pferd und so stark, daß es mit einem einzigen Schlage seines Fußes den Wolf, der es anfallen und fressen wollte, todtschlagen kann. Man erkennt es gleich an seinem großen breiten Geweih, das der Jäger „Schaufeln“ nennt und darum heißt das Elen auch: Schaufler. Wenn man ein Elen sieht, möchte man ihm immer zurufen: „Kopf in die Höh!“ Aber es würde freilich nicht folgen können; sein Hals ist einmal so gebaut, daß es den Kopf gesenkt tragen muß. Die Knaben und Mädchen beim Schreiben und Lesen sollten sich nicht immer erinnern lassen: „Kopf in die Höh!“ denn sie können den ihrigen ganz hübsch gerade tragen, wenn sie nur wollen; und wenn sie eine gesunde Brust und gute Augen behalten wollen, dann müssen sie sogar folgen. Aber es giebt doch welche, die sehr schwerhörig sind; den Schaden davon haben sie dann selber. — An der Gurgel oder „Drossel“, wie die Jäger wieder einmal sprechen, trägt das Elen auch als Auszeichnung einen starken Bart. Das wäre einmal ein ordentliches Kunststück für einen Barbier, wenn er dem laufenden Elen den Bart einseifte und abrasirte. Dazu gehörten aber flinke Beine und gute Lungen, denn wenn der Gang des Elen auch für gewöhnlich schwerfällig ist, so kann es doch wie ein Sturmwind durch Thäler und Wälder stürzen und durch tiefe Ströme schwimmen.

Der Jäger muß es recht flug anfangen, wenn er das Elen schießen will, denn es ist sehr scheu und äugt (sieht) sehr gut. Freilich, wer eins geschossen hat, der kann sich gratuliren lassen, denn der Braten schmeckt köstlich und das Fell giebt ein sehr haltbares Leder.

Ein anderer „Schaufler“, der aber etwas kleiner ist, als der gewöhnliche Hirsch, ist der Damhirsch. Das ist ein rechter Stutzer, der seine eignen Moden hat. Gewöhnlich haben die Damhirsche hier und da weiße Flecken auf ihrem rothbraunen Rocke, aber nur für den Sommer. Im Winter, wenn der Schnee weiße Flecken auf die Röcke macht, mögen sie die von Haaren nicht mehr und haben bloß einen einfarbigen Pelz an.

Seltner sind die ganz weißen und noch seltner die ganz schwarzen Damhirsche. Diese beiden Arten sind aber sparsamer und haben Sommer und Winter nur einen Rock und zwar einfarbig und nicht bald gesprenkelt, bald wieder nicht.

Der Damhirsch giebt den Menschen seinen guten Braten, sein Geweih, sein Fell, aber ohne einen anderen Hirsch könnten ganze Völker gar nicht leben, das ist das Rennthier.

Ja dieses Rennthier oder Renn ist ein eben so großer Segen für die Bewohner kalter Länder, wie das Kameel ein Glück für die Leute in den heißen Sandgegenden ist.

Das Renn dient den Eskimo's und den Lappländern, so heißen die Bewohner in den Schnee- und Eisgegenden, auf die verschiedenste Weise, und der liebe Gott hat das Thier so wunderbar dazu eingerichtet. Es wird benutzt als Reit- und Schlittensperd, und damit es in den tiefen Schnee nicht einsinkt, so gehen seine

Hufe bei jedem Auftritt auseinander, und natürlich, je breiter der Fuß ist, desto weniger macht er ein Loch in den weichen Schnee. Seine Schultern und seine Brust sind so stark und fest, als hätte der liebe Gott gleichsam damit sagen wollen: „Du Renn mußt für die Menschen schwere Lasten auf gar schlimmen Wegen ziehen, wo sie ein anderes Thier nicht brauchen können.“ Ei, und wenn es dann angeschirrt ist, da fliegt der Schlitten noch ganz anders über die unabsehbare Schneedecke hin, als bei uns die Pferdeschlitten. Das geht wie mit Dampf. Das Renn dient als Kuh mit seiner Milch und täglich werden Hunderte dieser zahm gewordenen Thiere auf den Weideplätzen gemolken. Ist es todt, dann dient sein Fell den Menschen als Kleid, als Decke, als Zelt; das Fleisch giebt einen schmackhaften Braten; die Knochen und Geweihe werden zu Gefäßen verarbeitet; die Sehnen dienen als Zwirn. Kommt einmal eine schlimme Krankheit unter diese Thiere, so daß Tausende sterben, dann bricht bei jenen Völkern eine Hungersnoth aus, gerade so, als wenn bei uns das Korn und die Kartoffeln schlecht gerathen, und wenn alle Renns plötzlich dort verschwänden, dann müßten die Lappländer alle umkommen.

Bovon lebt denn nun dieses Thier? Ach das ist sehr genügsam. Es sucht sich selbst seine Lieblingsnahrung, eine Flechte, die nach ihm den Namen Rennthiersflechte führt, man nennt sie auch Rennthiermoos. Im Winter steckt aber dieses Moos tief unter dem Schnee; was thut das Thier dann? Das ist ganz einfach; es bückt den Kopf und scharrt mit seinem schaufelähnlichen Geweih den Schnee weg und nun speist es sodann vergnügt das bittere Zeug. Es braucht keinen Stall, denn es schläft gleich auf dem Schnee oder auf der Weide, und unterwegs auf den Reisen im Schlitten braucht man keinem Hausknechte auch nur einen Dreier fürs Ausspannen zu geben. Man macht ganz einfach die Stricke los und läßt das Thier laufen. In der Nacht sucht es sich Nahrung und schläft, und früh fängt man es mit einer Leine ein und spannt es wieder an.

Das Thier ist doch so herzensgut und doch hat es recht schlimme Feinde. Der Bär möchte es gern anfallen, der Wolf ihm gern nach der Kehle springen, aber am gefährlichsten ist ein kleines Thier, weil es fliegen und dem Renn überall hin folgen kann. Das ist die Rennthierbremse. Wenn das Renn diesen Feind summen und brummen hört, dann geräth es schon in Schrecken und flieht hierhin, dahin, bergauf und bergab, aber die Bremse immer hinter ihm her. Paßt es ihr, so legt sie ihm auf den Rücken kleine Eierchen, aus welchen kleine Larven kriechen. Nun geht die Angst und Plage an; denn diese Larven bohren sich durch die Haut in das Fleisch und fressen sich hier so lange herum, bis aus ihnen Puppen werden, aus denen neue Bremsen hervorkriechen. So muß das arme Renn seine eignen Feinde im eignen Fleische hegen und pflegen. Das ist doch zu schlimm. Unseren Hirschen geht es nicht besser, sie haben denselben Feind.

Rehren wir aus den kalten Gegenden wieder nach Deutschland zurück, so begegnet uns im Walde bisweilen einmal ein **Reh** und wir freuen uns gar sehr über das schlanke, niedliche Thier und über seine waldfrischen blauen Augen. Das Reh sieht gleich so friedlich aus, weil es aus einer sehr friedlichen Familie stammt. Wir wissen, der Hirsch war ein schlechter Familienvater, weil er sich um die Seinigen wenig kümmerte; der Rehbock mit seinem zackigen Gehörn, das ist aber ein Mann, den man wirklich loben muß. Er geht treulich mit Weib und Kind spazieren und führt sie auf ihre Lieblingsplätze in niedrigem Gehölz und vermeidet auf diesen Partien übelduftende Sümpfe und steile Höhen, weil die Seinen keine Freunde davon sind. Tritt die Familie aus dem Walde heraus, vielleicht auf eine sammetweiche Wiese, so geht der Bock voran, um erst zu sehen, ob der Weg sicher ist und nicht etwa ein Jäger heimlich irgendwo lauert. Ist keine Gefahr vorhanden, so erfreuen sich Vater und Mutter an dem guten Appetit und an dem lustigen Springen ihrer Kinder und vor allen glänzt das dunkelblaue Auge der Rehkuh vor lauter Mutterglück. Der Bock lauscht aber auf jedes Geräusch und sieht hierhin und dorthin. Merkt er irgendwo etwas Unrichtiges, so pocht er mit den Beinen

und Weib und Kinder entfliehen in das Dickicht; er aber eilt zuletzt hintennach, um die Gefahr auf sich zu nehmen. Ein solcher Vater ist wirklich gut, das muß ihm auch der Reid lassen.

Dabei wird nun mancher Bock und manches Junge von dem Jäger weggeschossen und mit nach Hause genommen; denn Rehbraten ist kleine Kleinigkeit, der schmeckt gut, und rotheingefasste Schlittendecken oder Fußteppiche von Rehfell nehmen sich auch nicht übel aus, und rehlederne Handschuh sind auch etwas Feines und Hübsches, und der Vater nimmts auch nicht übel, wenn seine Pfeife mit Rehkronen verziert und seine Messer oder Gabeln mit Rehgehörn beschaalt sind.

Du lieber Himmel, wie lange darf das kleine Menschenkind im Elternhause bleiben und wenn es auch aus demselben fort zieht, schickt Vater und Mutter immer noch manches Kistchen mit Leckerbissen, hübschen Kleidern und warmen Socken nach — ei der Tausend, wie gehts aber den Kindern der Rehfamilie? Kaum sind die vierbeinigen Jungen und Mädchen 9 Monate alt, da heißt es: „Hänschen und Gretchen — oder wie sie nun heißen — schnürt euer Bündel und wandert hinaus; nun hat die Freude ein Ende. Sorgt nun für euch selbst und seht, wie ihr redlich durch die Welt kommt. Ja, ja, geht nur geht und werdet vernünftige Rehväter und Rehmütter, wie sich's gehört und wie ihr's von uns gesehen habt!“ —

Wenn die Alfrede und Karlchen und Gottliebe und Fritzen und dann wieder die Marien und Frieda's und Liesbethchen u. s. w. auch mit 9 Monaten schon aus der Wiege in den Wald getragen würden, da gäb's bald keine Kinder mehr; die wären alle erfroren und verhungert. Aber die Rehkinder gedeihen dann ganz vortrefflich ohne Elternhaus.

Schwarze, braune und weiße Pelze.

Schaut her! Schaut her!
Der Bär! der Bär!
So klein wie eine Ratte
Als neugebornes Kind,
Wächst er in sieben Jahren
So groß bald, wie ein Kind.

Gar starke und böse, aber dabei auch gar drollige Burschen stecken in den braunen und schwarzen Zottelpelzen. Gewöhnlich ist Herr Böz langsam und pomadig, aber wenn er Hunger hat oder gereizt wird, dann kann er springen und laufen, daß Einem angst und bange wird. Mit einem einzigen Sprunge hat er dann ein Kind oder ein Pferd am Genick, und wenn seine scharfen Zähne allein nicht helfen, dann würgt er die Thiere in seinen mächtigen Armen, bis ihnen der letzte Athem ausgeht. Ich danke für eine solche Liebeslösung.

Herr Braun, wie er auch genannt wird, sieht zwar wie ein Plumpsack aus, aber dabei kann er klettern wie eine Kage, wenn er Honig aus hohlen Bäumen oder versteckten Felsenritzen naschen will, und sogar ein Tänzchen kann er auf den Hinterbeinen nach dem Takte der Musik machen, wenn er es gelernt hat.

Ja Musik und gutes Essen liebt er sehr. Ziegenbraten und Schöpfensfleisch schmeckt ihm gar nicht übel, und mancher Hirt hat schon ein Zicklein oder ein Lamm weniger in seiner Heerde gefunden, wenn er nicht recht aufgepaßt hatte; denn Herr Böz kann bisweilen auch recht pfliffig sein, wenn er stehlen will. Sogar die Fische im Felsenbache haben vor ihm keine Ruhe; er lauert ihnen oft stundenlang ganz ruhig liegend auf, und hat er eine Forelle oder dergleichen erhascht, dann verspeißt er sie ungekocht und ohne Essig und Del mit vielem Appetit. Ein merkwürdiges Vergnügen findet er darin, seine Zunge von Ameisen kitzeln zu lassen. Ei, wie brummt er da gemüthlich, wenn er sie in einen Ameisenhaufen steckt und die braunen und schwarzen Thierchen marschiren an seinem Fleischklumpen wie an einem Thurme auf und ab, und jemehr sie hineinstecken, damit er von ihrer Wohnung weggehen soll, desto mehr lacht er sich Eins und bleibt desto länger bei ihnen. Ja wenn er gerade Lust hat, schluckt er mit einem einzigen Happ ein paar Duzend solcher Familien mit Vätern, Müttern und mehreren hundert Kindern in seinen Rachen ein. Sonst lebt Meister Böz meist von Pflanzen. Wenn es weiter nichts giebt, frißt er Gras wie eine Kuh. Besser schmecken ihm süßliche Wurzeln, die er mühsam aus dem Boden gräbt, oder Gemüse und Getreidekörner, die er stiehlt. Wo er aber Vogelbeeren, Eichen oder gar Obst und Weinbeeren entdeckt, da ist er wie ein Bliß auf den Bäumen und schmalzt vor Freude mit der Zunge wie eine echte Naschkatze.

Aber diese Naschhaftigkeit bekommt ihm manchmal herzlich schlecht; denn kluge Leute benutzen seine Sehnsucht nach süßem Honig, um ihn zu fangen. Sie hängen dann an einem festen Stricke einen recht harten Holzkloß vor die Honigwaben, die in dem hohlen Baume sind. Herr Böz wirft mit seiner mächtigen Taz den Kloß weit weg und will in das Loch greifen, aber ehe er noch dazu kommt, fällt der Kloß zurück und dem Tölpel mit aller Macht gerade auf den Kopf. Der Bär brummt gar ärgerlich über die derbe Ohrfeige und haut den Kloß wieder weg. Dieser aber kommt jedesmal wieder und die harten Kopfnüsse thun immer weher. Anstatt aber das Ding einzusehen und den Strick zu zerreißen oder vom Baume herunterzusteigen, wird der Honigschlucker immer wüthender und erhält endlich so viel Backpfeifen, bis er ganz betäubt herunterfällt und todtgeschlagen wird. Das ist freilich schlimm; aber wie man's treibt, so geht's, und wer dumm ist, muß geprügelt werden.

Ein Freund von großen Gesellschaften ist Herr Braun gar nicht. Am Tage schläft er abgeschieden selbst von seinen Brüdern und Vettern, in unzugänglichen Sümpfen, Felsenklüften und Waldesdickichten und träumt von gutem Essen. Wenn aber die Nacht einbricht und andre vernünftige Leute in's Bett gehen, dann verläßt er sein Lager und geht auf Raub aus.

Seiner Frau und seinen Kindern bringt er aber nicht etwa etwas mit. Um diese bekümmert er sich gar nicht viel und für die Kleinen muß die Mutter sorgen. Eine solche Bärenmadam ist aber auch eine kreuzbrave Frau. Damit ihre zwei oder drei Jungen recht weich liegen, füttert die Mama das Lager mit Laub und Moos aus, verbaut es von allen Seiten mit Reisig und trockenem Graße und läßt nur eine Oeffnung, um für die hungrigen Schreihälse später Nahrung zu holen. Ganz klein sind sie eben nur so groß wie eine Ratte. Wenn sie aber etwas gewachsen und zu Kräften gekommen sind, dann führt die Mutter ihre Kinder aus dem Loch, freut sich über ihre possierlichen Spiele, zeigt ihnen, wie ein ordentlicher Bär mit Anstand auf die Bäume klettert und wie er durch Rauben für seine Zukunft sorgt, wenn er das mütterliche Haus verlassen muß. Ein Dienstmädchen braucht dabei Madame Bär gar nicht, sie besorgt für ihre Bezogen alles allein und geht nie weit von ihnen weg. Wehe dem Jäger, der ihr ein Kind entreißen wollte. Sie vertheidigt ihre Lieblinge mit der größten Kühnheit und Wuth, und sollte sie in dem Kampfe auch ihr Leben einbüßen.

Weil die Bären einen gar so weichen Pelz und ein wohlschmeckendes Fleisch haben, darum müssen sie von den Jägern viel Verfolgung leiden und am meisten im Spätherbst nach dem Winter zu. Dann werden sie



Druck v. J. Braunsdorf, Dresden.

1. 2. 3. Gemeiner brauner Landbär. 4. Nordamerikanischer schwarzer Bär. Baribal. 5. Malayischer oder Ringkragenbär. 6. Spielende Bären. 7. Dachs. 8. Eisbär eine Robbe od. Seehund verzehrend. 9. Waschbär od. Schuppe.

mit Hunden gehegt, die aber oft einen schlimmen Stand haben; denn Meister Böz versteht in solchen Sachen keinen Spaß und beißt mit scharfen Zähnen und haut mit mächtigen Tagen gar wild um sich, und mancher Hund hat dabei schon in's Gras beißen müssen, wenn nicht eine sichere Kugel aus des Jägers Büchse ihm zu Hülfe kam. Am leichtesten kann man den Böz bekommen, wenn man eine gute Portion Honig mit starkem Brantwein vermischt und an einen seinen Lieblingsort stellt. Der Naschhans kommt, leckt und leckt, bis kein Tröpflein mehr übrig ist, fängt von dem Brantwein an zu taumeln, purzelt endlich um und schläft ein. Nun hat ihn der Jäger in seiner Gewalt und kann ihn binden oder todtschlagen nach Belieben.

Jung eingefangne Bären lassen sich auch zähmen; aber es ist ihnen doch nicht recht zu trauen, denn solche Art behält immer ihre Mucken. Auch wenn ein solcher Bürsche noch so zahm und gut Freund ist, darf man sich doch nie von ihm lecken lassen; denn er leckt so lange, bis die Haut blutrünstig wird, und hat er erst Blut geschmeckt, dann möchte er auch das Fleisch dazu haben und schon seinen besten Freund nicht mehr.

Die braunen Bären werden größer als die schwarzen und sind auch noch gefährlicher. Die Kinder in Deutschland brauchen sich nicht zu fürchten, von einem solchen Brummer verspeist zu werden, wenn sie in den Wald wandern; denn hier sind die gefährlichen Gäste ausgerottet worden. Aber in der Schweiz, in Ungarn, in Norwegen und Schweden, in Polen und Rußland giebt es noch viele Beze.

Der Baribal ist der schwarze amerikanische Bär. Er soll gutmüthig und harmlos sein, wenn man ihn nicht reizt und nur dann in Wuth gerathen, wenn er feindlich angegriffen wird. Ich möchte aber seiner Freundlichkeit doch nicht recht trauen; da ist mir die Gesellschaft meines Affenpinschers angenehmer.

Ein sonderbarer Kauz soll der kleine Waschbär aus Nord-Amerika sein. Es wird von ihm erzählt, er wasche seine Nahrung vor dem Speisen mit den Vorderpfoten im Wasser. Da würde sein Magen freilich reinlicher aussehen, als mancher schmutzige Junge an Gesicht und Händen.

Einen schönen Halskragen von hellen Haaren hat der malayische Bär; er wird deshalb auch Ringfragenbär genannt. Er ist in den heißen Ländern von Asien ein sehr ungern gesehener Gast und ein rechter Baumschneider. Er steigt nämlich auf die hohen schönen Palmen und beißt deren Gipfel ab, daß sie nun nicht weiter wachsen können, oder er säuft die Milch aus den Kokosnüssen und verwüftet auch die Felder, auf denen das Zuckerrohr gepflanzt ist.

Ein Better von dem braunen und schwarzen Landbären wohnt an dem Eismeere. Das ist der Eisbär. Weiß wie Schnee ist sein Pelzkleid, aber schwarz wie die Nacht ist sein tückisches Herz, und aus seinem Auge blickt grimmige Mordgier. Um jeden Menschen und um jedes Thier, das in seine Gewalt kommt, ist es geschehen. Er schwimmt so schnell wie ein Fisch in dem Eiswasser umher und taucht geschickt wie eine Ente, um Lachse und andere Seethiere zu erhaschen. Auf den Eisschollen läuft er so schnell umher, wie manches Kind nicht auf dem festen Lande, und brüllen kann er, daß Menschen und Thieren die Gänsehaut überläuft. Wie ein König herrscht er in diesen Ländern und Meeren, wo es nur Eis und Schnee giebt, und mancher Seehund, manches Wallroß stirbt unter seinen Tagen und zersfleischenden Zähnen. Selbst Matrosen hat er von den Schiffen, die dort leicht eingefrieren, mit fortgeschleppt und kein Auge hat die Unglücklichen wiedergesehen.

Aber selbst in das Herz dieses Thieres, in welchem sonst nur Wuth, Raubgier und Mordlust wohnt, hat Gott die Liebe gelegt, und eine Eisbärenmutter verläßt ihre Kinder in der größten Gefahr keinen Augenblick und vertheidigt sie mit Blut und Leben.

So war vor vielen Jahren auch ein Schiff im Eise stecken geblieben und die Matrosen machten Jagd auf Wallrosse, und brateten ihr Fett aus. Von dem guten Geruch wurden eines Tages drei Eisbären angelockt. Es war eine Mutter mit ihren beiden Kindern, die aber schon ziemlich groß gewachsen waren. Hungrig stürzten alle Drei auf das Feuer los, zogen große Fleischstücke heraus und verschlangen sie mit Gier. Die Schiffsmannschaft warf den Thieren neue Stücke Fleisches hin, und die Mutter holte sie und trug sie ihren Jungen

hin, aber für sich behielt sie nur sehr wenig. Mehrere Male machte sie den Weg ungefährdet; beim letzten Stück legten die Matrosen auf die jungen Eisbären an und schossen sie nieder; eine Kugel traf auch die Alte, aber nicht tödtlich. Nur mit großer Anstrengung konnte das arme Thier noch fort, und doch kroch es gleich zu den Kindern und legte ihnen Fleischstücke vor, um sie zum Fressen zu ermuntern. Aber sie schwammen in ihrem Blute und rührten sich nicht mehr. Als die Mutter sah, daß die Kinder nichts nahmen, versuchte sie erst das Eine und dann das Andere mit den Tagen aufzurichten und heulte gar kläglich dabei. Sie machte noch einen neuen Versuch, schleppte sich eine kurze Strecke fort, sah sich um und heulte immer lauter. Als sie aber sah, daß die Lieblinge ihres Herzens nicht nachkommen wollten, kehrte sie mühsam wieder um, beschnupperte und betrachtete sie von allen Seiten, kroch wieder ein Stück fort, und lockte sie auf die zärtlichste Weise nach. Als aber die Kinder immer noch nicht folgten und als die zurückkehrende Mutter sah, daß sie ganz kalt und todt waren, da erhob sie den Kopf nach dem Schiffe zu und brüllte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen konnten den Schmerz des treuen Thieres nicht länger mit ansehen und schossen auf's Neue darauf. Da sank die Bärenmutter zwischen ihren Jungen röchelnd nieder und sterbend noch leckte sie die Wunden ihrer todtten Kinder.

Die Eis- und Landbären sind Sohlengänger, weil sie beim Gehen mit der ganzen Fußsohle auftreten. Ein kleinerer Sohlengänger ist der Dachs.

Er ist ein wahrer Bergmann; denn mit großem Geschick gräbt er in der Erde seine Wohnung. Zu derselben führen oft mehr als zehn Erdgänge, welche Röhren heißen, und auch dazu dienen, Luft hineinzulassen. Wird er von Dachshunden in seinem Bau zu heftig angegriffen, so flieht er auf einem dieser Wege, und seine Feinde haben oft das leere Nachsehen. Die Hauptwohnung, der Kessel, ist weich mit Moos und Laub ausgepolstert und so rein, wie ein Bugstübchen. Hier erzieht er seine Kinder und giebt ihnen Unterricht in Allem, was ein Dachs im Leben verstehen muß; hier ruht er auch am Tage, denn er liebt bequemen Schlaf sehr, und nur des Nachts schleicht er vorsichtig durch die Röhren in den Wald, um seinen Hunger zu stillen, weil er immer bei gutem Appetite ist und selten an schlechtem Magen leidet. Er ist nicht sehr wählerisch und kein Kostverächter; auf seinen Mittagstisch in der Nacht kommen Würmer, Mäuse, Frösche, Ratten und Schlangen, aber auch Geflügel und junge Hasen, und als Zuspelze: Wurzeln, Eier und sogar Honig.

Sein dichtes Fell und sein vieles Fett werden aber oft sein Unglück; denn die Jäger stellen ihm deswegen nach und schicken die krummbeinigen Dachshunde in seinen Bau. Aber feig ist Herr Dachs gar nicht. Er vertheidigt sein Haus wie ein echter Held, und sein scharfes Gebiß, wie seine spizen Krallen machen seinen Todfeinden viel zu schaffen, und mancher Hund kommt wohl in den Bau hinein, aber nicht lebend wieder heraus.

Schon manches Kind hat ein Stück vom Dachs in der Hand gehabt, ohne es zu wissen. Nämlich die feinen Pinsel zum Malen werden aus seinen Haaren gefertigt. Wie viele Dachs müssen da sterben, um all' die Pinsel zum Buntmachen der vielen tausend Bilderbogen und zum Malen der schönen Delbilder zu liefern.

Wie ein Bär Soldaten spielt.

Einst kam ein schwarzer Zottelbär
 Mit seinem Herrn aus Polen her
 Und trabt an einer Kette
 Mit ihm wohl um die Wette.
 Im Wirthshaus einer kleinen Stadt
 Der Herr gar fein /geruhet hat,
 Aß Butterbrot und gute Wurst,
 Trank auch manch Gläschen für den Durst.
 Indessen stand der Zottelbär
 Im Hof und langweilt sich gar sehr,
 Denn Niemand spricht mit ihm ein Wort,
 Und jeder lief aus Angst gleich fort.
 Im Zimmer oben spielten fein
 Des Wirthes lust'ge Kinderlein;
 Der Mond schien durch die Fenster helle;
 Der Bär lauscht unten auf der Schwelle
 Und dachte so in seinem Sinn:
 „Ich gehe zu den Kindern hin;
 Die Einsamkeit hier hab' ich satt,
 Und langes Stehen, das macht matt.“
 Zum Glück war auch die Kette los,
 Denn aufgegangen war das Schloß,
 Und klatsch! klatsch! steigt Herr Peh hinauf
 Und drückt die Stubenthüre auf.
 Kaum seh'n die Kinder 's schwarze Thier,
 Da schrakn sie zusammen schier,
 Ein jedes kroch in seinen Winkel
 Und rührte sich auch nicht ein Brinckel.
 Allein der Bär hat bald entdeckt,
 Wo jedes von den Dreien steckt,
 Stößt mit der Schnauze an sie an,

Doch hat er Keinem was gethan.
 Da denkt ein jedes von den Kleinen:
 „Das Thier kann's böse wohl nicht meinen,
 Ein großer Hund ist es gewiß,
 Den Jemand in das Zimmer ließ.“
 Sie streicheln und sie krabbeln ihn, —
 Er legt sich auf den Boden hin,
 Ja Hänschen wälzt sich auf ihm fest
 Und spielt im dichten Fell Versteck,
 Und Max, der sucht die Trommel vor
 Und donnert Pegen in das Ohr.
 Kaum hört der Bär den Trommelton,
 Da steht er auf zwei Beinen schon,
 Marschirt und tanzet mit Geschick
 Rechts um, links um, vor und zurück.
 Das macht den Kindern großen Spaß
 Und Ernst rief: „Geda, wißt ihr was,
 Ein Jeder nimmt sich ein Gewehr,
 Und eins gebt unserm Hunde her. —
 Eins, zwei, eins, zwei, wird kommandirt
 Und lustig dann herummarschirt!“
 Der Bär hält sein Gewehr schön g'rad,
 Ganz wie ein richtiger Soldat,
 Die Trommel klingt: „Dirumdidum!“
 Das Heer schwenkt links und rechts herum.
 Da hat die Thüre leis geknarrt,
 Und sieh! der Kindlein Mutter starrt
 Mit stierem Auge, bleicher Wange
 Auf ihre Kinder, todesbange
 Denkt sie: „Das wilde Thier
 Zerreißt am End die Kinder mir.“

Da ruft ihr Häschen wohlgemuth:
 „Gelt, Mütterchen, der Hund ist gut,
 Du hast es wohl errathen,
 Er spielt mit uns Soldaten.“
 Doch kaum sprach Hans das lust'ge Wort,
 Da kroch der Pegg zum Winkel fort,
 Denn mit der Knute aus der Thür
 Der Bärenführer tritt herfür,
 Packt schnell den Pegg bei seinem Felle

Und will ihn prügeln auf der Stelle.
 Da schrein die Kinder alle drei,
 Zieh'n schnell ihr Mütterchen herbei
 Und Häschen spricht: „Laß ihn nicht schlagen,
 Er hat so artig sich betragen —
 Laß ihn bei uns zum Abendbrot,
 Er macht Dir weiter keine Noth,
 Doch dort den Mann mit seiner Knute,
 Den jag' hinaus mit Deiner Ruthe.“

Thier- und Menschen-Pfager, Korn- und Baum-Verager.

Der Wolf heißt auch Herr Isengrimm,
 Denn ach, sein Hunger ist so schlimm,
 Er frist als gute Braten
 Selbst seine Kameraden.

„Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“ mit diesem Ausrufe erschrecken unverständige Leute die Kinder, wenn sie nicht artig sind, um ihnen Furcht einzujagen. — Wenn aber der Wolf wirklich käme, dann würden wohl auch manche von den Großen das Hasenpanier ergreifen und ausreißen, denn er ist ein gar böser und wilder Gesell und nach dem Bären am stärksten. An Freßgier gleicht ihm kein andres Thier und ein altes Verschen sagt schon:

„Ein toller Wolf in Polen fraß
 Den Tischler sammt dem Winkelmaß.“

Wenn er recht hungrig ist, dann verzehrt er alles Mögliche und selbst Erde, um seinen Magen zu füllen. Der Wolfshunger ist ja zum Sprichwort geworden und manches Kind bringt ihn mit an den Mittagstisch, wenn es recht im Garten oder auf der Wiese und im Walde herumgesprungen ist.

Durch seinen Heißhunger wird der Wolf auch großen Thieren und selbst den Menschen gefährlich.

In den südrussischen Steppen, in denen es viele Roßheerden giebt, kommen die Wölfe selbst mit Pferden in Streit. Still umschleicht das Raubthier des Nachts die Heerden und schaut lüstern aus dem Grase zu, ob sich nicht ein unvorsichtiges Füllen etwas weiter hinaus wagen möchte. Sehr unangenehm ist es ihm, wenn die Stute oder die Füllennutter ihr Kind begleitet; denn wittert sie den Feind, dann macht sie Lärm, springt mit

den herbeigerufenen Freunden auf den Feind zu und haut mit den Hufen so lange nach ihm, bis er nicht mehr muckst. Ueberlegt sich die Alte aber die Gefahr nicht und nähert sie sich dem Lauernden unvorsichtig, dann hängt das häßliche Raubthier dem edlen Pferde mit einem einzigen Sage an dem Halse, reißt ihm die Gurgel aus der Kehle, erschnappt das Junge und rennt mit diesem davon, um es in Ruhe zu verzehren. Ja, man hat sogar beobachtet, daß der Wolf mit dem jungen Pferde, das er fangen will, wie ein Hund spielt, um es immer weiter von der Heerde zu locken. Ist ein ganzer Rudel hungriger Wölfe beisammen, dann fallen sie selbst eine Roszheerde an; aber das bekommt ihnen nicht selten gar schlecht; denn die Pferde sammeln sich zum Angriff, nehmen die Mütter und die Jungen in ihre Mitte und stürmen nun mit Gewalt auf den Feind ein. Wo sie ihn finden, greifen sie ihn mit den Vorderhufen an und schlagen nach ihm. Gewöhnlich hat er schon nach dem ersten Treff genug und rührt sich nicht mehr; zappelt er aber noch, dann faßt ihn das wild gewordne Pferd mit den Zähnen, schüttelt ihn derb ab und wirft ihn den Stuten zu, die ihm vollends den Garauß machen.

Der Wolf hat zwar starke Muskeln und Knochen und ein sehr scharfes Gebiß, aber er ist doch feig, und Menschen greift er nur beim höchsten Hunger an. Dann ist er aber auch unbarmherzig und fällt den Schlitten des Reisenden wie das Pferd des Reiters an. Selbst in Dörfer und Städte bricht er dann ein und schont weder Mutter noch Kind.

Im harten Winter, in welchem diese Vielfräße wenig Nahrung im Walde finden, haben sie schon manchem Menschenleben ein Ende gemacht.

Einmal hütete in Polen ein Schäfer seine Schafe an einer Stelle im Walde, wo wenig Bäume standen. Da kam leise ein Wolf gekrochen und packte schnell ein Schaf, um mit ihm in das Dickicht zu entspringen. Der Schäfer war aber ein guter Hirt und wollte dem bösen Thiere sein Schäfchen wieder abjagen; er eilte schnell hinzu, legte seine Flinte an und drückte los. Aber das Gewehr war alt und verrostet und ging nicht los. Der Hirt verlor deswegen den Muth noch nicht; er drehte die Flinte schnell um und wollte Herrn Isengrimm mit dem Kolben Eins auf den Kopf geben. Dieser aber merkte die Sache, ließ plötzlich das Schaf fallen, sprang dem guten Hirten an die Brust und packte ihn mit seinen scharfen Zähnen. Der Schäfer hatte aber keine Lust, sich todtbeißen zu lassen, er umfaßte das blutgierige Thier mit kräftigen Armen und suchte es zu erdrücken. Der Wolf wehrte sich mit aller Gewalt, der kühne Mann ließ nicht los und Beide rangen auf Tod und Leben, bis sie endlich zur Erde stürzten. Allmählig lassen die Zähne des Wolfes nach, er wird steif und kalt, — er ist todt. Der Mann hält ihn noch immer in seinen Armen, festgedrückt an seine zerfleischte, blutige Brust. Endlich kommen Menschen herbei und finden die schreckliche Gruppe. Der Hirt lebt noch, aber er ist so zerfleischt, daß er nach einigen Tagen stirbt.

Glücklicher lief eine andere Geschichte ab.

Ein Bauer, Namens Janke, kehrte zur Winterszeit von einem Schmause heim und weil er etwas zu viel getrunken hatte, wirbelte ihm der Kopf ein wenig. Gar freundlich schien der Mond und zeigte dem einsamen Wanderer den Weg durch den Wald. Plötzlich, ehe der Bauer sich's versieht, erblickt er hart an seinem Wege einen großen Wolf. Ruhig liegt Isengrimm da und glogt den Mann mit funkelnden Augen an. Aber Janke hat durch den Brantwein Muth genug bekommen, sagt höflich: „Guten Abend, Wolf,“ und geht ruhig weiter. Das ist dem Thiere doch zu viel und kaum hat der Wanderer einige Schritte gethan, so macht der Wolf einen furchtbaren Satz, packt den Mann von hinten und reißt ein ungeheures Stück von ihm los. Trotzdem entflieht Janke aus Leibeskräften und kommt glücklich in seiner Wohnung an. Was hatte denn der Wolf von dem Manne abgerissen? — Nun, seinen Schafpelz, den er auf den Schultern getragen hatte, weil ihm vom Trinken zu warm geworden war. Als Janke am andern Tage hinausging, um seinen Pelz zu holen, war er verschwunden; wahrscheinlich hatte ihn das Raubthier aus Buth aufgefressen.

In Deutschland brauchen sich die Leute nicht vor den Zähnen des Wolfes zu fürchten, da ist er längst ausgerottet, aber in Rußland, Schweden und Norwegen und hauptsächlich in den großen Graswüsten Amerikas giebt es noch ganze Heerden solch schlimmer Gäste, die nach Menschenfleisch hungrig sind.

Ein eben so gefräßiges Raubthier, wie der Wolf, ist die Hyäne in Asien und Afrika.

Sie hat einen dickeren Kopf als jener, kürzere Hinterbeine und einen buckeligen Rücken. Das Haar ist struppig und entweder gefleckt oder gestreift, und der Geruch, der von diesem häßlichen Thiere ausströmt, ist so stark und widerlich, daß er sich nach vielen Tagen noch nicht verliert, wenn man den Platz auch ausgeräuchert.

Die Hyäne ist noch feiger als der Wolf und geht nur des Nachts auf Raub aus, wo sie Menschen und Thiere im Schlafe überfällt. Selbst den Todten läßt sie keine Ruhe, sondern scharrt sie aus den Gräbern heraus und verzehrt sie, auch wenn sie schon in Verwesung übergegangen waren. Vor dem lebenden Menschen hat sie trotz ihrer Stärke und scharfen Zähne einen gewaltigen Respekt und läuft schon vor einem aufgehobenen Stocke. In jenen heißen Ländern ist sie von großem Nutzen und erspart den Leuten manchen Groschen für Arzt und Apotheke. Dort nimmt sich nämlich Niemand die Mühe, die todten Pferde, Hunde, Rinder u. s. w. zu verscharren, und wenn sie so lange auf der Straße liegen blieben, würde der häßliche Geruch bald die Luft verpesten und schreckliche Krankheiten erzeugen. Da kommt nun die Hyäne und macht auf den Straßen reine Birtthschaft, indem sie das verfaulende Fleisch im eignen Magen vergräbt. So hilft der liebe Gott durch dieses häßliche Thier Ordnung schaffen, wo die Menschen dazu zu träge sind. —

Ein viel netteres und gewandteres Thier, als die plumpe Hyäne und der starke Wolf, ist der Fuchs oder Meister Reinecke.

Schon sein Anzug ist viel gefälliger; denn sein dichter Pelzrock ist röthlich und weich wie Sammet und dazu trägt er einen weißen Kragen und weiße Weste.

Eine Art von diesen schlaunen Herren ist ganz weiß, als wären sie Lämmer, aber wer sie kennt, der glaubt ihnen doch nicht; denn die ganze Sippschaft ist so listig und verschlagen, daß man ihnen nicht auf drei Schritte weit trauen darf. Ihre Piffigkeit ist zum Sprüchwort geworden und wenn man Jemanden einen „Fuchs“ nennt, dann nimmt man sich wohl vor ihm in Acht, um nicht betrogen zu werden.

Mit seinem feinen Gehör vernimmt Reinecke auch das leiseste Geräusch, und sein blickendes Auge weiß er zum Betrüge sehr gut zu gebrauchen, denn bald sieht es einsältig und demüthig, bald spöttisch und hinterlistig aus, und seine Schnauze ist so lang zugespitzt, daß er bequem seine Nase in Sachen stecken kann, die ihm eigentlich nichts angehen.

Er ist mit einem Worte der schlaueste Spitzbube unter den Thieren, und wenn er sich doch hat fangen lassen, dann stellt er sich sogar todt, um noch zu rechter Zeit aus der Jagdtasche des Jägers zu entweichen.

Meister Reinecke ist ein Herr, der immer etwas Gutes schnabeliren möchte. Hasen und junge Rehe sind ihm ganz besonders angenehm, desgleichen auch Geflügel. In seinem Reviere durchstöbert er alle Nester, die er erreichen kann, und die alten Vögel sammt den Jungen und den Eiern verschwinden in seinem Rachen. Wer einen Hühnerstall in der Nähe eines fuchsreichen Waldes gehabt hat, der wird wissen, wie sorgsam der Stall verschlossen werden mußte, damit der Räuber nicht hineinkonnte. Lebendigen Gänsebraten und frische Fische weiß er sich auch geschickt zu verschaffen, und auf Weintrauben, süße Birnen, Honig, Heidelbeeren und dergleichen Zuspeise, ist er wie erpicht.



1. Afrikanische Zibethkatze, Cirette. 2. Das Riesenkänguruh. 3. Stachelschwein. 4. Gürtelthier. 5. Gefleckte Hyäne. 6. Gestreifte Hyäne. 7. Der Wolf. 8. Der Schakal. 9. Der Fuchs. 10. Jchneumon (Pharaoratte) 11. Biber. 12. Fischotter. 13. Edelmarder, Baummarder.

Giebt's solche Herrlichkeiten in seiner Küche nicht, und das kommt oft vor, dann sind Mäuse seine Hausmannskost und nebenbei Engerlinge und Regenwürmer. Mit den Fröschen treibt er ein gar grausames Spiel. Ihm macht nämlich ihr Hüpfen viel Spaß, und um diesen recht oft zu haben, giebt er den armen Thieren Ohrfeigen, daß sie vor Angst immer wieder springen, um zu entkommen.

Der Fuchs wohnt in Erdhöhlen, aber er bequemt sich nur dann dazu, eine solche zu graben, wenn es durchaus nicht anders geht. Viel lieber vertreibt er den Dachs durch allerlei List und Schändlichkeit aus seinem Bau und zieht dann gemüthlich in die hübsch eingerichtete Wohnung ein.

In und vor der Höhle erzieht er seine Jungen ebenfalls zu listigen Dieben und zeigt ihnen allerlei Pfiße und Kniffe, zum Fangen und Morden der Thiere. Vor allen liebt Madame Fuchs diese Kinder sehr, und mehr als einmal hat man gesehen, wie sie trotz der Hunde und Flintenschüsse eins im Maule davongetragen hat, um es zu retten.

Ein schwedischer Pastor erzählt zu dieser Liebe von den Jungen folgende Geschichte:

„In der Nähe eines Gutes hatte ein Fuchspaar seinen Bau und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erwischte sie aber nicht. Da wurden Tagelöhner aufgeboden, den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet und das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies wurde am Abend des nämlichen Tages gethan. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde sogleich ein Mensch hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopf vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge mußte sie gestehen, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. Als man die Sache näher untersuchte, fand man, daß der alte Fuchs während der Nacht 14 Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Bohn- und Viehhof herum lagen. Ein Huhn aber hatte er vor sein angefesseltes Junge gelegt, damit es nicht Noth leiden sollte.“ —

Kommt der Pfißkus einmal selbst in Noth, dann ist er nicht zärtlich gegen sich selbst und beißt sich sogar das Bein ab, was in der Falle steckt, um dann entfliehen zu können. Freilich wenn das Fangeisen um den Hals geht, dann ist das Abbeißen unmöglich.

Junge Füchse können auch gezähmt werden und mancher Liebhaber von Reinecke läßt ihn dann frei herumlaufen. Gewöhnlich nimmt die Sache aber ein schlimmes Ende, denn der Fuchs kann das Mausen ebenso wenig lassen wie die Ragen.

Auf unserem Bilde finden wir zwei Raubthiere, welche den Namen Rage führen, aber eigentlich nicht zu den Ragen gehören; das ist die Zibethrage und die Pharaokage oder Schneumon. Beide wohnen in warmen Ländern. Die Zibethrage hat eine weiße Flüssigkeit bei sich, die ähnlich wie Moschus riecht und früher viel in den Apotheken als Arznei verbraucht wurde. Der Schneumon wohnt hauptsächlich in Aegypten und suchte die Eier der gefährlichen Krokodile auf. Weil er auf diese Weise sehr viel Nutzen schaffte, so verehrten ihn die alten Aegypter als ein heiliges Thier.

Der Fuchs verzehrt gern Vögel und Fische; zwei andere Vierfüßler stellen jenen Thieren noch viel mehr nach.

„Der Schrecken des Geflügels“ ist der Baum- oder Edelmarder. Er klettert und springt noch besser als das Eichhorn und fliegt wie ein Schatten von Ast zu Ast. So schön das kastanienbraune, geschmeidige Thierchen ist, so gefährlich wird es den Hühnerhöfen und Taubenschlägen; denn es zwängt sich durch schmale Lücken hindurch, daß man es kaum glauben sollte und alles, was lebendig im Stalle und im Schlage ist, das ermordet es dann und säuft den Hühnern und Tauben das Blut aus. Auch im Walde richtet der Marder großen Schaden an, denn er stellt Auer-, Birk- und Rebhühnern nach und fängt junge Hasen zum Schmause. Um seiner Mordlust ein Ende zu setzen und ihm den schönen Pelz über die Ohren zu ziehen, schießt man ihn mit Schrot oder fängt ihn, wie die Füchse, in eisernen Fallen.

Der gefährliche Fischdieb ist die Fischotter.

„Die Fischotter beißt!“ steht gewöhnlich im zoologischen Garten am Bassin dieses Thieres, und darum mögen die Kinder ihre Finger in Acht nehmen und sich nicht von dem lustigen und gemüthlich aussehenden Thiere täuschen lassen. Ei wie kann der Bursche schwimmen und tauchen, daß ihm kaum die Augen folgen können; auf dem Lande geht es aber nicht so schnell. Wo die Fischotter haust, da ist's um die Forellen, Karpfen, Hechte u. s. w. geschehen, denn sie hat von der vielen Bewegung, die sie sich macht, immer einen guten Appetit, und der Jäger kann ihr denselben nur schwer verderben, weil sie gar zu schlau ist und sich nur selten sehen läßt. Hat aber der grüne Mann eine im Eisen gefangen oder mit der Flinte geschossen, dann freut er sich nicht wenig, denn Otterpelz ist gar theuer. Junge Ottern sollen sich sogar zum Fischfang abrichten lassen und ihre Herrn lieb haben.

Ein anderer Wasserbewohner, vor dem die Fische aber gute Ruhe haben, ist der Biber; denn er frist nur Pflanzen.

Der Biber ist ein Baumeister, vor dem selbst Maurer und Zimmerleute Respekt haben müssen. Zum Zimmern dienen ihm die scharfen, vorstehenden Schneidezähne, mit denen er Bäume fällen kann, die über eine Viertelelle stark sind, und zum Mauern braucht er hauptsächlich die mit scharfen Krallen besetzten Vorderfüße. Mit diesen Werkzeugen baut er an den Ufern von Flüssen und Seen seine Wohnung aus Zweigen, Stämmen und Schlamm. Diese Burgen sehen von Außen den Backöfen ähnlich, im Innern sind sie in Ober- und Unterstube eingetheilt und haben Raum für eine ganze Familie, aus Vater, Mutter und drei bis vier Kindern bestehend.

Ist zu wenig Wasser im Flusse, so ziehen sie oberhalb des Hauses einen Damm, damit sich die Flüssigkeit sammelt, unten aber lassen sie eine Oeffnung, daß das Wasser in kleinen Abtheilungen abfließen kann. Wird nach einem Regen der Strom tiefer, dann machen sie die Oeffnung wieder breiter, um das Wasser schneller abfließen zu lassen. Die Hauptnahrung ist die Rinde junger Bäume und das Lieblingsessen ist Weidenschaaale. Meister Biber dient den Menschen durch sein herrliches Fell zu Winterkleidern und seinen Hüten und durch sein Geil als kostbares Arzneimittel in Krankheiten. Dieses Geil sondert sich aus seinen Drüsen ab und ist getrocknet eine stark riechende, gelbliche oder braune Masse, die bei heftigen Krämpfen dem Kranken Beruhigung verschafft.

Der Biber gehört zu den Nagethieren, weil er mit seinen Zähnen die Nahrung nicht zerbeißt, sondern zernagt, wie es auch die Maus bei uns thut.

Ein anderes Nagethier ist das Stachelschwein, von dessen Felle ich freilich keinen Pelz haben möchte, denn die Stacheln sind über eine Viertelelle lang und sehr spitz, aber zu Stielen für Pinsel und Stahlfedern sind sie ganz gut. Dieses Thier lassen die Hunde und andere Feinde recht gern ungeschoren, denn wenn sie darauf losfahren, stechen sie sich so derb in die Nase, daß sie genug haben. Das Stachelschwein selbst

ist gutmüthig und scheu und thut Niemandem etwas zu Leide, und wer es gut behandelt, von dem läßt es sich leicht zähmen.

Einen recht harten Rock hat das Gürtelthier an, das in Amerika wohnt, und graben kann es schneller als ein Bergmann mit Schaufel und Hacke; denn in wenig Minuten hat es sich eingescharrt und sollte es der Jäger überraschen, wenn es erst halb in seiner Höhle steckte, so kann er es doch nicht herausziehen, so fest stemmt es sich mit seinen Füßen und seinem Panzer ein. Er muß das Loch dann weiter machen, wenn er den Braten haben will, denn das Fleisch soll sehr gut schmecken und der Panzer wird als Korb benutzt.

Ebenso schüchtern wie der Biber ist das Riesen-Känguruh. Es ist das größte Landthier in Australien und höchst wunderlich gestaltet, denn die langen starken Hinterbeine scheinen zu den kurzen Vorderfüßen gar nicht zu passen und wenn es geht, denkt man, es fällt fortwährend auf die Nase. Es hat eigentlich drei Hinterfüße, denn der starke lange Schwanz hilft ihm gar sehr beim Sitzen und beim Springen. Wird es verfolgt, dann macht es ungeheure Sätze, und das geht so schnell hinter einander, daß es ein Windhund nicht einholen kann, und wenn der Weg auch über drei Stunden weit wäre, braucht es doch nicht einen Augenblick auszuruhen.

Seine größten Feinde sind Hunde, welche dort Dingo's heißen; aber sie haben keine leichte Arbeit, denn so sanft sonst das Känguruh ist, so wird es dann wüthend, haut mit dem starken Schweife und den scharfen Vogelkrallen wild um sich, und reißt mit den Vorderfüßen den Feinden den Bauch auf oder erdrosselt sie.

Gemüthlich sieht es aus, wenn das Känguruh auf den Hinterfüßen und auf dem Schwanze sitzt und fressen will. Dann sucht es mit klugen Augen die besten Halmen aus, reißt sie mit den Vorderfüßen ab und führt sie so zum Munde. Noch mehr wird man aber überrascht, wenn plötzlich aus dem Leibe der Mutter ein Junges den Kopf heraussteckt und auch nach den Halmen langt. Das Känguruh ist nämlich ein Beutelhier und hat unterhalb der Brust gleichsam einen Sack, in welchem es seine Kinder umherträgt, so lange sie noch klein sind. Scheint die Sonne recht warm und ist keine Gefahr vorhanden, dann greift die Mutter in den Beutel und setzt das zappelnde kleine Ding auf den Boden, sobald sie aber Gefahr merkt, schiebt sie es wieder in das warme Nest und springt davon.

Spiße Hörner.

Die Jäger in Amerika
Die nehmen hussa, hussassa!
Den Bison auf das Korn
Trotz seinem spitzen Horn,
Und beben nicht zurücke
Vor seinem bösen Blicke.
Und wenn sie ihn geschossen ha'n,
Da schneiden sie den Burschen an
Und essen um die Wette
Vom Fleisch und Buckelfette.

In der Mitte unseres Bildes will der Bison einen Baumstamm umstürzen und es wäre ihm wohl möglich, wenn er nicht bloß gemalt, sondern lebendig wäre; denn dieser größte von allen Wiederkäuern in Amerika hat eine gewaltige Stärke in seinem kurzen, dicken Halse und wo die schwarzen Hörner hinstoßen, da wird wohl ein ordentliches Loch werden. Man erkennt den Bison gleich an dem Fetthuckel auf dem Vorderücken und an der dichten Mähne am Kopfe, an den Schultern und Oberschenkeln. Wem dieser Anzug noch nicht wild genug vorkommt, der muß nur einmal in die bösglänzenden Augen schauen, dann wird ihm schon die Lust zum Späßen vergehen. Junge Bisonten hat man schon eingefangen, und wenn sie auch anfangs sehr ungeberdig waren und stampften und stießen, so wurden sie doch bald zahm; aber das nützte den Leuten nicht sehr viel, denn weil diese Thiere so eigenthümlich gebaut sind, so kann man sie zum Ziehen nicht gebrauchen und die Kühe geben eine Milch, die gar übel duftet und zum Trinken gar nicht einladet.

Troßdem ist der Bison ein höchst nützlichcs Thier, und ohne dasselbe würden Hunderttausende von Menschen in Amerika wenig oder gar nicht zu essen und anzuziehen haben. Das sind die wilden Indianer, welche in den großen Graswüsten und dichten Wäldern umherziehen und nur von der Jagd leben. Ihnen giebt das Thier sein Fleisch zum essen, seine Haut zur Kleidung, seine Hörner und Klauen zu Geräthschaften für Haus, Jagd und Krieg. Auch die weißen Jäger würden in jenen Gegenden gar nicht leben können ohne den Bison. Diese Männer bleiben oft ganze Monate, ja Vierteljahre auf der Jagd, ohne in ein gastliches Haus zu kommen. Da richten sie nun ihr Mittagsmahl im Freien selbst vor, greifen in ihre Ranzen und ziehen lange Streifen von Fleisch heraus, das aber so hart gedörret ist, daß sie es erst zerstoßen müssen. Darnach thun sie es in einen Kessel, hängen diesen über's Feuer und wenn der Brei fertig ist, laben sie sich an dem Warmen, daß ihre Zunge schmalzt. Dieses Fleisch heißt „Bemmikan“ und kommt vom Bison her. Der Fetthuckel und die Zunge schmecken freilich noch besser.

Eine solche Jagd auf Bisonten sieht gar gefährlich aus, und die Jäger müssen gut zielen und ihre Pferde gut lenken können, wenn sie nicht von den Hörnern des wüthenden Thieres gespießt sein wollen. Es ist erstaunlich, mehr als einhunderttausend dieser Thiere werden jährlich getödtet.

Kleiner als der Bison und ohne Buckel und Mähne ist der Auer- oder Urochs. In Europa ist der Ur das größte Thier. In früheren Zeiten lebte er in Deutschland in ganzen Heerden und die alten Germanen jagten ihn mit Spießen und Pfeilen; jetzt, da die Wälder immer mehr abgeschlagen und zu Feldern und Wiesen, Städten und Dörfern eingerichtet werden, findet sich der Auerochs wild nur noch in einzelnen Gegenden Rußlands.

In Italien ist der Büffel zu finden, der nicht ganz so groß wird als der Auerochs.

In den Bergen von Spanien lebt der Stier, der bei uns in den Ställen steht, noch halb wild. Er wird dort lebendig eingefangen, um den Leuten zu einem grausamen Vergnügen zu dienen. In manchen großen Städten von Spanien giebt es einen Circus, um welchen ringsherum Bänke gehen, die hinteren immer höher als die vorderen. Auf diesen Bänken sitzen Herren und Damen wie bei uns im Theater. In der Mitte des Circus ist ein mit Sand bestreuter Platz, der aber ringsum mit Brettern und Balken umgeben ist, damit kein Unglück geschehen kann. Auf ein Zeichen wird ein Thor geöffnet und mit wilden Sägen springt der Stier in den Kreis und sieht sich verwundert die vielen Menschen an, die ihn mit lautem Geschrei empfangen. In dem Circus befinden sich noch ein Reiter und einige Männer zu Fuß, welche um die linke Schulter rothseidne Mäntel und in der rechten Hand einen Dolch haben. Hat der Stier keine Lust, den Reiter anzugreifen, so werden auch Hunde hereingelassen, um das Thier zu necken und zu reizen. Der Reiter soll den Stier nicht sogleich tödten, da wäre das Vergnügen zu kurz; nein, er sticht ihn nur leicht in den Hals oder sonst wohin. Kommt der Reiter in Gefahr, von dem Stier aufgespießt zu werden, so springen die Leute mit den Mänteln herbei und halten diese vor, und wenn er darnach stoßen will, springen sie gewandt zur



1. Auerochsen 2. Amerikanische Bisonjagd 3. Thibetanischer Grunzochs 4. Bisonkuh, mit Kalb 5. Bisonstier 6. Wilder Ur od. Auerochs 7. Spanisches Stiergefecht 8. Zebus 9. Büffel.

Seite. Nach diesen Leuten erscheinen andere; diese haben hölzerne Pfeile mit eisernen Spitzen und Widerhaken. An den Pfeilen ist Glittergold oder Raschelpapier. Diese Waffen werden dem Stier in die Haut gestoßen oder geschossen, daß sie hängen bleiben und bei jedem Sprunge des Thieres lautes Geräusch verursachen. Manchmal hängen sogar Pulverpatronen daran, welche angezündet werden. Durch all diese Mittel wird der gehegte Stier immer wüthender und hegt sich ab, daß er einmal über das andere niederstürzt. Nun erscheint der Hauptheld des Gefechtes, das ist der Matador. Dieser hat auch einen bunten Mantel oder eine Fahne, aber sein Bestreben ist, dem Stier ein langes Schwert in den Nacken zu stoßen. Stürzt das Thier auf den ersten Stoß todt nieder, so wird der Matador von tausend Händen beklatscht und hunderte von Stimmen rufen: Bravo! bravo! — Ja seine Damen werfen ihm sogar Blumensträuße zu.

Das ist wahrlich ein grausames Vergnügen, und vernünftige Menschen sollten sich schämen, dabei zu sein.

Auf den Bergen bis hinauf zu den höchsten Spitzen kletternd, lebt in Tibet in Asien ein Ochs, der keinen schönen Namen trägt, aber außerordentlich nutzbar ist. Das ist der Grunzochs oder Nack, der von seinem Schreien den Namen hat, denn er grunzt wie ein Schwein.

Er dient gezähmt als Pferd, denn die Priester reiten auf ihm; er wird benutzt als Esel, denn er trägt auch schwere Lasten; er vertritt auch die Stelle des Schafes, denn er hat auf seinem Körper langes seideweiches Haar und sein Schwanz ist noch viel schöner als der des Pferdes. Dieser Schwanz wird mannigfach gebraucht. Man hängt ihn, wenn er schön gefärbt ist, als Zierde auf die Schiffe, nimmt ihn als Fliegenwedel und sogar als Orden. Wenn sich nämlich bei den Türken ein General im Kriege recht klug und tapfer gezeigt hat, dann erlaubt ihm der Kaiser, zwei oder drei solche Schwänze an einer langen Stange vor sich hertragen zu lassen. Dann heißen aber diese Schwänze Kopfschweife. Jemehr Schwänze an der Stange hängen, desto vornehmer ist der General. Den übrigen Leuten ist aber das Fleisch des Ochs und die Milch der Kuh lieber, denn beide sind sehr gut.

Einen noch größeren Fettaffel oder Höcker als der Bison hat das Zebu in Vorderindien, darum wird es auch geradezu Buckelochs genannt. Ein solcher Buckel voll Fett kann gegen 50 Pfund schwer werden, also schwerer als mancher derbe Junge. Man gebraucht die Zebu's dort, wie auf unserm Bilde gezeigt ist, zum Tragen der Sänften; auch dienen sie zum Reiten und Ziehen. Manche sind so groß wie unsre Ochs, andere nur so wie ein ordentlicher Schafbock.

In einzelnen Gegenden wird die Kuh als heilig verehrt und wer eine tödtet, wird dann auch hingerichtet. Da müßten sich die Fleischer bei uns sehr in Acht nehmen. In jenen Städten laufen die Zebu's zu ganzen Schaaren umher und treiben allerlei Unfug. Denn wer dort recht fromm sein will, der kauft ein solches Thier und läßt ihm den Namen eines Gottes in die Haut einbrennen, und läßt es dann frei. Da laufen sie denn nun in den Straßen umher, stoßen, brüllen und schlagen und fressen, was ihnen appetitlich ist, und Niemand darf ihnen etwas zu Leide thun. Abends legen sie sich auf den Wegen und vor den Hausthüren zur Ruhe und früh geht das Umhertroddeeln von Neuem los.

Das würde unsere Polizei wohl nicht leiden.

Gute Springer.

Kindlein,
 Willst du fein
 Bald ein guter Springer sein, —
 Ei so geh'
 Auf die Höh',
 Wo ich dort die Gemse seh'.

Wo viel geklettert und gesprungen wird, da geht es über die Kleider. Das wissen die Knaben und Mädchen, welche Unterricht im Turnen haben, gewiß recht gut. Ich kenne einen Turner aus den Alpen, der es im Klettern und Springen weiter gebracht hat, als Alle. Das ist die Gemse. Sie braucht dazu aber auch jedes Jahr zwei Röcke. Der Sommerrock ist röthlichbraun mit einem schwarzen Streifen über den Rücken hin; der Winterrock ist schwarzgrau mit derselben Verzierung. Im Sommer möchte ich schon ein paar Tage mit der springfertigen Gemse auf den Alpen in der Schweiz, auf den Karpathen oder Pyrenäen oder gar im Kaukasus umherspazieren, wenn ich auch mit ihr auf dem Schnee liegen müßte, weil sie das in der warmen Zeit gern hat, aber im Winter würde es mir doch zu kalt und gefährlich sein. Freilich müßte die Gemse auch etwas sanfter und weniger schüchtern werden, wenn sie mich zum Begleiter haben wollte. — Hui! Wie fliegt das Thier auf den vier schlanken Beinen über scharfe Felskanten und grausigtiefe Schluchten, über blendend weiße Schneefelder und blizende Eisflächen den höchsten Alpenspitzen zu, wenn sich ein Mensch zeigt; aber wenn die Gefahr einmal da ist, dann spaßt es mit den krummen Hörnern gar nicht. Schon manches wilde Thier, das ihnen ein Junges rauben wollte, haben sie gar arg verwundet. Freilich der Kampf mit Adlern und Lämmergeiern ist nicht leicht, denn diese Bösewichter haben gar zu scharfe Klauen und Schnäbel. Am Wenigsten kann die Gemse gegen ihren gefährlichsten Feind ausrichten, gegen den Jäger.

Ein solcher Gensenjäger zieht Schuhe an mit Sohlen, die zehnmal so dick sind als die unsrigen, und noch dazu sind sie ringsum mit großen, scharfen Nägeln besetzt, damit der Wagehals nicht ausrutscht. Auf die Schulter hängt er seinen Stutzen, das ist seine gute Flinte, und einen Quersack oder eine Jagdtasche voll Brot und Käse; denn er kommt oft viele Tage nicht nach Hause und muß auch des Nachts unter freiem Himmel schlafen. Wirthshäuser mit schönen weißen Betten giebt's auf den himmelhohen Bergen nicht, und wenn andere Leute Mittags ihren Kalberbraten oder ihr Rindfleisch auf dem Tische haben, da zieht der Alpenjäger sein Stück hartes Brot aus der Tasche und trinkt einen Schluck Branntwein dazu, damit ihm nicht zu kalt werde. Dann nimmt er seinen langen Alpenstock wieder in die Hand und steigt immer weiter, bis er endlich eine Gemse in weiter Ferne erschaut. Nun muß er erst recht vorsichtig weiter steigen, denn die flugen Thiere merken es mit ihrer Nase bei günstigem Winde gleich, wenn ein Mensch in ihre Nähe kommt, ja sie



Lith. v. W. Hoffmann

Druck v. J. Braunsdorf, Dresden

1. Mähnschaafe. 2. Neelghan-Antilopen. 3. Bezoarbock. 4. Steinbock. 5. Gemsen. 6. Wildes Steinschaafe.
7. Säbel-Antilopen. 8. Hirschziege und Gazellen. 9. Kuh-Antilopen.

stellen sogar Wachen aus, die sich nach allen Seiten umschauen müssen, während der ganze Trupp die Alpenkräuter abweidet. Merkt nun die Schildwache durch das Gesicht oder durch den Geruch eine Gefahr, dann meldet sie es den übrigen durch einen pfeifenden Ton, und sogleich fliehen sie pfeilgeschwind über Stock und Stein, und der Jäger hat viele Tage das Nachsehen.

Wenn aber der Gemäbock nicht mehr weiter kann und der Jäger mit seiner Büchse ihn nicht mehr vom Felsen herunterläßt, dann ist es schon vorgekommen, daß sich der Bock voller Wuth auf seinen Feind gestürzt hat, und dann sind Beide, Mensch und Thier, über den Felsenrand in die schauerliche Tiefe geslogen. Mancher Jäger wird auch von einer Schneelawine verschüttet oder bricht durch dünnes Eis und stürzt in tiefe Schluchten hinab, aus denen ihn Niemand herausholen kann, wenn er ja noch leben sollte; gewöhnlich kommt er aber schon zerschmettert unten an.

So gefährlich auch diese Gemsenjagd ist, so gefällt es einem solchen Jäger doch nirgends besser, als in seinen Bergen und seine beste Freundin ist seine Büchse. Ei! und die Freud' und der Stolz, wenn er einen Bock glücklich geschossen hat! Da geht's eilig hinab in's Thal; und dann giebt's Gemäbraten. Die Hörner verkauft er dem Drechsler zu allerhand Arbeiten und die Haut dem Gerber, der macht schönes sammtweiches, elastisches Leder daraus. Vorher aber zieht der Jäger bei alten Böcken die mehr als fingerlangen Haare aus, die längs dem Rückgrath stehen, und macht den Gemäbart daraus. Den steckt er mit Birkhahnsfedern verziert stolz auf seinen Hut oder verkauft ihn an Leute, die selbst keinen Bock geschossen haben. Einen Bart, wie die Ziege, hat aber die Gemse nicht etwa.

Beinahe noch besser, als die Gemse, kann der Steinbock springen, und er verliert das Gleichgewicht dabei nicht so leicht. So sprang ein ganz junger, zahmgemachter Steinbock in Bern mit einem Sage ohne Anlauf einem großen Manne auf den Kopf und hielt sich mit seinen vier Beinen ganz fest. Eine steile Mauer mit einigen Sägen zu erklimmen, das ist ihm Spaß. Recht schade ist es, daß der Steinbock in Europa, wo er, wie die Gemse, auf hohen Bergen lebt, jetzt immer seltener wird. Die Jäger, die vor zwei, dreihundert und noch mehr Jahren lebten, ließen aus seinen großen Hörnern Trinkgefäße fertigen, und es war eine Ehre bei ihnen, wer ein solches Trinkhorn voll Wein mit einem Zuge leeren konnte. Ei, da wird dann wohl Manchem der Kopf gebrummt haben.

Brüder und Schwestern von den Gemsen wohnen in Asien, Afrika und Amerika. Das sind die Gazellen oder Antilopen.

Viele von ihnen sind noch zierlicher, anmuthiger und schneller als die Gemsen. Sie sind ganz gewiß die schnellsten Läufer unter allen Vierfüßlern, und wenn sie vor einer Gefahr fliehen, dann scheinen sie wirklich durch die Luft zu fliegen, denn sie springen dann mit allen vier Beinen zugleich in die Höh', und in einem Nu ist die ganze Heerde verschwunden.

Manche haben ganz lange gebogene Hörner, wie die Säbelantilope, bei andern sind die Hörner wie eine Flamme gebogen, wie bei der Hirschziege.

Sehr sonderbar und etwas dumm sieht die Kuhantilope aus. Sie wird so genannt, weil ihre Hörner wie bei der Kuh gebogen sind und weil ihr Kopf auch dem der Kuh etwas ähnlich ist. Eine Antilope, welche auch gezähmt werden kann, ist in Ostindien und Persien der Nyl-Ghau. Man erkennt dieses Thier leicht auf dem Bilde. Es hat nämlich einen langen Ziegenbart, aber nicht am Kinn, sondern am Halse.

Einen starken Bart am Kinn hat aber die Bezoarziege. Sie ist von unserer Hausziege nicht sehr verschieden, mag aber von den Menschen nichts wissen und springt lieber in der Freiheit auf den Bergen in Kleinasien, Persien und andern Ländern Asiens umher. In ihrem Magen findet sich manchmal etwas recht Sonderbares, wovon sie den Namen erhalten haben, nämlich den Bezoar. Was ist denn das aber?

Das sind Steine, die im Magen dieser Thiere aus Haaren und Pflanzensfasern entstanden sind, über welche sich harte glänzende Schaalen gebildet haben. In früheren Zeiten waren die Leute sehr glücklich, wenn sie einen solchen Bezoarstein bekommen konnten, besonders wenn er schwärzlich-grün aussah, denn sie meinten, es gingen alle Krankheiten damit zu heilen. Jetzt glaubt man das nicht mehr so steif und fest, man hebt die Steine nur noch als Seltenheiten auf.

Auch ein Freund von hohen Bergpartien ist das Wildschaf (wildes Steinschaf, Mufflon). Es lebt in großen Heerden hauptsächlich auf der Insel Korsika und auf den Gebirgen von Sardinien. Es ist ein großes, schönes Thier mit gewundenen Hörnern. Sein Bett ist immer schön weiß und weich, aber für uns wäre es doch zu kalt; das ist nämlich der Schnee, und selbst die Lämmer befinden sich darauf wohl.

Eine große Kravatte am Halse, aber nicht von Seide, sondern von Haaren, hat das Ma h n e n s c h a f. Den Hörnern nach sieht es fast wie eine Ziege aus, aber wenn das Thier seine Stimme erhebt, dann merkt man gleich, es ist ein Schaf.

Wer einmal Lust hätte, nach Süd-Afrika zu reisen, der könnte etwas Lustiges sehen. Dort giebt es Schafe, die immer sehr mager bleiben. Nur Etwas an ihnen wird immer fetter, das ist der Schwanz. Manchmal wird er so lang und schwer von dem Fette, daß ihn das Thier auf dem Boden schleppt. Dann legen ihn die Einwohner auf ein kleines Wägelchen und binden ihn dort fest und das Schaf fährt somit seinen eignen Schwanz spazieren, wie ein Mädchen seine Puppe. Das ist sonderbar.

Spiße Krallen und scharfe Schnäbel.

Die Adler haben scharfe Schnäbel
Und hau'n damit, als wären's Säbel,
Und ihre Krallen spitz und lang,
Die machen Reh und Häschen bang.

Auch aus der Luft fallen Räuber auf die Erde und machen den Thieren das Leben sauer oder bringen ihnen gar bitteren Tod. Diese Räuber und Mörder sind Adler und Geier, sie gehen ihrem Bluthandwerke am Tage nach, — und Eulen und Uhus, sie tödten in der Dämmerung und in der Nacht. Mit spitzen Krallen und scharfen Schnäbeln fallen sie über Vögel, Vierfüßler und andre Thiere her und gewöhnlich bleiben sie Sieger.

Ein sehr schlimmer Gesell ist der Gold- oder Steinadler.

Er horstet auf hohen Felsen in Europa, Asien und Nordamerika, und er wird auch den Menschen gefährlich. Sein Auge ist, wie bei allen Raubvögeln, sehr scharf und wenn er wie ein schwarzer Punkt am Himmel hängt, sieht er unten noch das Kaninchen und stürzt schnell wie ein aus der Luft fallender Stein herab, um es mit seinen Fängen zu ergreifen. Aber er wagt sich auch an Hirsch- und Rehkälber und trägt sie hinauf in sein Felsenest, um die Beute seinen schreienden Jungen zu bringen. Mit Lämmern, Ziegen,



1. Königsgeier. 2. Goldadler, Steinadler. 3. Schlangenadler. 4. Condor. 5. Edelfalke, Jagdfalke.
 6. Bart- oder Lämmergeier. 7. Schneeeule. 8. Perl- oder Schleiereule. 9. Waldohreule. 10. Nacht-
 Käuze. 11. Spurbereule. 12. Ein Paar Käuzchen. 13. Uhu.

Gänsen, Hühnern und Enten wird er viel schneller fertig. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß er kleine Kinder in seinen Klauen mit fortgeschleppt hat.

Noch größer ist der Lämmergeier. Er wohnt auf den Alpen der Schweiz und auf anderen hohen Bergen in Europa. Die Kraft in seinen Flügeln ist ungeheuer, und schon manchen Hirtenknaben hat er damit in gewaltigem Fluge von seiner Felskante hinab in die Schluchten gestürzt und selbst ganz ordentliche Jäger hat er in den Abgrund stürzen wollen. Lämmergeier heißt er, weil junge Schafe seine Lieblingsnahrung sind. Einmal hatte einer einen Fuchs gefangen und trug ihn hoch in der Luft seiner Felsenburg zu. Aber Meister Reinecke hatte keine Lust, sich verspeisen zu lassen und suchte dem Räuber das Lebenslicht auszublasen. Endlich hatte er ein Fleckchen zum Zubeißen ausersuchen; blitschnell fuhr er mit seiner langen Schnauze dem Vogel nach dem Halse und — Adler und Fuchs stürzten zur Erde. Reinecke hatte den Sieg gewonnen, und lief in seinen Bau, der Lämmergeier aber war todt.

Auch dieser Vogel macht Jagd auf Kinder und trägt sie in sein Nest. Dazu weiß ich eine Geschichte, die vor hundert Jahren in der Schweiz sich zugetragen hat. Ein Hirt wollte mit seiner Frau auf einer Wiese das Heu einsammeln und sie nahmen ihr Töchterchen von drei Jahren mit. Die kleine Anni wurde aber von dem langen Zusehen müde und legte sich nahe bei einer Scheune in's Gras und schlief ein. Als der Vater das sah, ging er hin und deckte das Gesicht seines Kindes mit einem Strohhut zu, damit die Sonne nicht so heiß auf den Kopf brenne. Nach einiger Zeit kehrten die Eltern zurück, aber — ihr Kind war weg, nur der Strohhut lag noch da. Vater und Mutter suchten an allen Ecken und Enden und ihre Stimme rief ängstlich: „Anni! Anni! komm herbei!“ aber die kleine Annerle kam nicht und antwortete nicht. Auf das Geschrei eilten die übrigen Thalbewohner herzu und suchten auch mit — aber die Anni fanden sie doch nicht. Während der Zeit stieg ein Mann, Heinrich Michel, einen wilden Pfad hinauf in die Berge und horch! dort oben hörte er auf einmal Etwas schreien. Er horcht genauer hin und siehe, das muß ein Kind sein. Aber wie soll ein kleines Kind hier hinauf kommen? Michel besinnt sich nicht lange und geht dem Schreien nach. Jetzt ist er am Plage. Da erhebt sich mit schnellem Flügelschlage ein Lämmergeier in die Luft und schwebt über dem tiefen Abgrunde und siehe, hart am Rande der schauerlichen Schlucht liegt das kleine Annerl und schreit erbärmlich. Der gute Michel erschrickt heftig, denn die geringste Bewegung muß das Kind hinabstürzen, wo donnernd der Gießbach von Fels zu Fels braust. Schnell eilt er hin, und Gott sei Dank! das Kind ist gerettet in seiner Hand. Nur am linken Armchen und Händchen ist es verwundet, wo es der Lämmergeier gepackt hatte, sonst ist es kerngesund. — Michel brachte das Kind den Eltern zurück, und von nun an hieß es das „Lämmergeier-Anni“. Später heirathete das Mädchen einen Schneider und der hat sich seine Frau nicht rauben lassen, sie lebte noch mit ihm im Jahre 1814.

Am allerhöchsten fliegt der Kondor in Südamerika, denn er schwingt sich noch über die höchsten Berge der Erde hinaus. Er kann nichts mit den Krallen in die Lüste tragen und lebt meist von Aas und greift nur kleinere Thiere an.

Eine sonderbare Art, wie er gefangen wird, ist folgender: Starke Männer lassen eine frische Ochsenhaut über sich ausbreiten und warten, bis der Bursche kommt. Kaum hat er sich niedergesetzt, so packen sie seine Füße mit dicken Handschuhen und halten ihn fest. Andre Männer, die sich versteckt hielten, springen herbei und schlagen ihn todt.

In einer Gegend, sie heißt Takkahuano, freuen sich die Schulknaben allemal über den Fang des Kondors; denn sie ziehen ihm die starken Flügelfedern aus und lernen damit in der Schule auf glattgehobelten Brettern das Schreiben.

Ein kleinerer Adler ist der Schlangennadler in Europa; seinen Namen hat er von seiner Lieblingspeise.

Blickschnell stürzt er sich auf die Schlange, wenn sie auch groß ist, packt sie unter lautem Geschrei und Flügelschlag dicht hinter dem Kopfe mit dem einen Fuße und gewöhnlich mit dem andern weiter hinten und haßt mit dem Schnabel so lange in die Halssehnen, bis die Schlange widerstandslos in seinen Fängen liegt. Nach einigen Minuten verschlingt er den Kopf zuerst und würgt den übrigen Theil des noch sich windenden Körpers schluckweise nach, indem er bei jedem neuen Schluck ihr das Rückgrath zerbeißt. Giftige Schlangen kann er nicht vertragen.

Sehr schöne Farben hat der Königsgeier, wie auf dem Bilde zu sehen ist, aber er riecht desto schlechter nach dem Fleische der todten Thiere, die er verzehrt.

Ein kleiner Raubvogel, der Falke, wurde in früherer Zeit bei uns zur Jagd abgerichtet, und in Asien und Afrika thut man es noch. Hat er seine Sache gut gelernt, dann nimmt ihn der Jäger mit hinaus auf's freie Feld. Sehen kann aber der Falke jetzt noch nichts, denn er hat eine Kappe auf dem Kopfe. Sobald nun ein Vogel, den er jagen soll, in der Luft zu sehen ist, nimmt man dem Falken die Kappe ab. Er sieht den Vogel, steigt hoch in die Luft, immer höher und höher über jenen, bis er senkrecht über ihm schwebt. In demselben Augenblicke schießt er mit Blitzesschnelligkeit herab, packt ihn mit Schnabel und Krallen, und bringt den Gefangenen todt oder lebendig herab. Auch auf wilde Schweine, Hasen, Antilopen sind diese Falken abgerichtet worden. Dann stürzen sie sich auf diese Thiere herab und stoßen ihnen die Augen aus, während die Jäger herbeieilen und die Getroffenen vollends tödten.

Sonderbar gestaltete Thiere sind die Nachtraubvögel: die Eulen.

Sie haben meist einen Kopf, ähnlich wie der der Rabe, und eine Gestalt wie die Papageien, nur nicht so bunt. Sie sind durchaus keine Freunde vom Sonnenlicht und sitzen am Tage ohne Laut und Bewegung in ihrem Versteck. Wird die Eule aber gestört, dann macht sie so sonderbare Mäuschen, daß man darüber lachen muß. „Sie nickt und bückt sich, schließt und öffnet wie schlaftrunken die Augen, knackt mit dem Schnabel, zieht den Hals ein, dreht den Hinterzeh bald vor-, bald rückwärts, schüttelt sich, gähnt oder zischt.“ — Wenn sie von der Sonne geblendet ist, dann hat sie gar keine Macht und selbst kleine Vögel machen sich dann über sie lustig und hacken und beißen auf den Feind, der ihnen in der Dunkelheit nachstellt. Wie umgewandelt ist aber die Eule in der Dämmerung; dann schwebt sie mit wachem Ohr und scharfem Auge über Feld und durch Wald und packt mit spitzer Kralle den schlummernden Vogel und das unvorsichtige Mäuschen. Schauerlich klingt ihr lautes: „Hu! Hu!“ durch die Stille der Nacht, und mancher abergläubische Wanderer mag dann wohl geglaubt haben, ein geflügeltes Gespenst sei über sein Haupt hinweggeflogen.

Eine Eule, vor der sich selbst Adler und Menschen in Acht nehmen müssen, ist der Uhu. Wenn er die Flügel ausbreitet, mißt er über zwei und eine halbe Elle, und wenn er schreit, da wird es auch dem Furchtlosen sonderbar um's Herz.

Eine kleinere Eule, welche der Landmann beschützen, aber nicht tödten sollte, ist die schön und zart gezeichnete Schleier- oder Perleule, denn sie vertilgt ganze Massen von den schädlichen Feldmäusen.

Gemüthlich neben einander sitzen auf unserem Bilde noch eine Menge kleinerer Eulen und Käuzchen in der Höhle und die Namen stehen unten dabei.

Grobe und feine Wolle.

Durch den Wüstenand
In dem Sonnbrand
Zieht das Dromedar
Ein und alle Jahr.

Es trägt hin und her
Waarenballen schwer
Und verzehrt dabei
Disteln, Stroh und Heu.

Einmal versuchte ein Mann einen schwer bepackten Schubkarren aufzuheben und fortzufahren und als es gar nicht gehen wollte, rief er unwillig aus: „Man muß sich auch plagen wie ein Kameel!“ Der Mann hatte nicht unrecht, denn die Kameele führen wirklich ein recht geplagtes Leben. Sie müssen durch die heißen Sandwüsten, in denen am Tage die Sonne wie Feuer sticht und in der Nacht die Kälte ganz empfindlich den Reisenden durchflappert, wochenlang marschiren und dabei auf dem Rücken eine Last von 5 bis 8 Centnern tragen. Und was ist ihr Lohn dafür? Viel Prügel und wenig zu essen und zu trinken. Ein Glück ist's daß diese „Schiffe der Wüste“, wie sie genannt werden, solch scharfe Zähne, eine feste Zunge und einen harten Gaum haben, sonst müßte es in dem Maule manchmal blutig aussehen. Das Kameel ist sehr froh wenn es dürre Disteln hat und sind die Stacheln daran auch fest wie Eisen und spiz wie Nadeln, es beiß doch tapfer zu und schlingt den mit zähen Schleim vermischten Brei muthig hinunter. Freilich ist die Freßlust des Kameels so groß, daß es nicht selten von Hütten alles Stroh wegfrisst und nicht eher aufhört, als bis es auf den nackten Balken kommt. Auf diese Weise könnte eine Heerde von hundert Stück ja ein ganzes Dorf abfressen. Auf das Saufen ist das Thier nicht so erpicht, denn es kann sehr lange den Durst ertragen und es sollen so schlimme Wege in der Wüste vorkommen, auf denen es bei der Hitze selbst acht Tage ohne alles Wasser bleiben muß. Ist seine Nahrung recht reichlich gewesen, dann hebt es sich wie Einer, der für die Zukunft sorgt, etwas davon für schlechte Zeiten auf, aber nicht etwa im Sande oder unter den Steinen, sondern auf seinem eigenen Rücken; dann schwillt nämlich der Fettabackel auf (manche Kameele haben deren zwei), und wenn es hungern muß, wird er wieder kleiner, aber es fühlt den Hunger eine Zeit lang nicht so sehr. Damit das Thier in dem Wüstenlande nicht zu tief einsinke und zu leicht müde werde, sind unten an den Füßen ordentliche Kissen von Fleisch, und damit es beim Beladen das lange Knien im harten Sande ohne Schmerzen aushalten könne, sind an den Knien und an der Brust schützende Schwielen.

In den großen, großen Sandwüsten giebt es nicht von einem Orte zum andern breite Straßen und an allen Ecken und Enden auch noch Wegweiser, wie bei uns. Wollte man auch Straßen bauen, so wären sie in einigen Tagen vielleicht schon wieder verschwunden. Wie ist das aber möglich? In den Wüsten machen sich oft die Stürme viel zu schaffen und treiben den Sand wie Wassermassen vor sich her. Heute giebt's an dieser Seite Hügel und kleine Berge von Sand, bald sind sie aber wieder verschwunden und befinden sich zehn, zwanzig oder dreißig Meilen weit davon. Da würden die besten Chaussees gar bald zugedeckt sein und die Wegweiser müßte man erst ausgraben, um den rechten Weg abzulesen.

Die Menschen müßten in solcher Noth dann manchmal wochenlang umherirren und würden am Ende noch verdursten müssen, wenn sie das Kameel nicht hätten. Dieses findet durch seinen Instinkt durch alle die unendlichen Sandhaufen, von denen einer gerade so aussieht wie der andere, den rechten Weg, und sein Geruch ist so fein, daß es schon in weiter Ferne die Stellen merkt, an denen Wasser zu finden ist.

So wunderbar hat Gott dieses Thier eingerichtet, und ohne dasselbe würden die Bewohner in Nordafrika gar nicht durch die Wüsten reisen können und ihr ohnedies ärmliches Leben würde noch viel trauriger sein.

Auch auf andere Weise ist das Kameel seinem Herrn sehr nützlich, denn er trinkt seine Milch, er ißt das Fleisch des geschlachteten Thieres, verarbeitet die Haut zu Leder, webt aus den Haaren warme und dauerhafte Stoffe und benutzt den Talg und Dünger als Brennmaterial.

Das Dromedar ist feiner und leichter gebaut und wird zum Reiten verwendet, und ein solches Reitpferd ist gar nicht übel, denn man kommt auf demselben an einem Tage dreißig Stunden weit, und, wenn es sein muß, wohl auch 48 Stunden.

Der Kopf des Kameeles ist dem eines Schafes ähnlich, aber es ist nicht immer so sanft, so wie dieses Thier; es kann auch so wild und böse werden, daß es mit einem einzigen Bisse das Haupt eines Menschen abreißt oder ihn auf zeitlebens an den Armen oder Beinen verstümmelt. Ueberhaupt hat es manchmal sehr schlechte Laune; es stöhnt, seufzt, brüllt, beißt, geht rechts, wenn es links marschiren soll, wirft die aufgeladenen Waaren herunter, stürmt in die Wüste hinaus, und macht auf alle mögliche Weise seinem Herrn das Leben schwer, wenn er es auch noch so sehr liebkost und ihm freundliche Worte sagt. Dann mag es wohl manchmal etwas bekommen, was ihm nicht gerade gutschmecken wird.

Weil das Kameel seine Nahrung zweimal kaut, wie bei uns die Kühe, so ist es ein Wiederkäuer.

Wer einmal den Robinson gelesen hat, der wird viel von dem Lama gehört haben. Auch das ist ein Wiederkäuer, der aber in Südamerika lebt. Es lebt wild in ganzen Heerden auf hohen Ebenen in den Gebirgen oder es wird auch als Hausthier bei den Indianern gebraucht, dann muß es auch Lasten tragen, wie das Kameel. Eine Art der Lama's, die Alpaka's, haben eine lange feine Wolle, aus der man Stoffe webt, und sehr oft sieht man auch bei uns die Leute mit Alpaka-Regenschirmen gehen.

Noch schöneres Haar, das wie die feinste Seide glänzt und sehr weich ist, trägt die Angoraziege in Asien fast bis auf den Boden herunter, und vor einigen Jahren trug fast jedes Kind eine Angorakutte oder Jacke.

Vor solch feinem Haar muß sich freilich das Haideschnucken-Schaf in der Lüneburger Heide mit seiner gröberen Wolle sehr verstecken.



Lith. v. Heinr. Hoffmann.

Druck v. J. Braunndorf, Dresden.

1. Angoraziegen. 2. Lama und Alpaca. 3. Haideschnucken. 4. Giraffe. 5. Kameele. 6. Zebra u. Daw. 7. Kameele und Dromedare.

Das Kameel hatte gewiß einen langen Hals, aber den allerlängsten von allen Thieren hat die Giraffe. Wenn dieses Thier den kleinen Pferdekopf mit den zutraulichen Augen und den kleinen behaarten Hörnern gerade in die Höhe reckt, um mit der langen, biegsamen Zunge das Laub der Bäume abzuweiden, dann sieht es aus, als stünde ein hoher Fleischthurm auf vier schlanken Hirschfüßen da, denn es ist dann so hoch, wie drei Männer über einander gestellt. Dabei hat die Giraffe ein weiches, gelbes Fell, das mit braunen Flecken ganz übersät ist, und laufen kann sie so schnell als das schnellste Pferd. Ihren bunten Rock und die freie Wohnung im Walde hält die Giraffe sehr reinlich und kann dabei manchem Menschenkinde zum Muster dienen.

Die Vorderfüße sind länger als die hintern, also gerade umgekehrt, wie bei dem Känguruh, und wenn man Beide einmal zusammen um die Wette laufen sehen könnte, das müßte ein wunderlicher Anblick sein.

Die Giraffe ist auch in Afrika zu Hause, wie der Langhals unter den Vögeln, der Strauß. Wenn sie sorglos gegen Abend zur Tränke wandert, sich niederduckt und mit der langen Zunge das Wasser einschlürft, da prasselt es manchmal plötzlich im Rohr, und mit einem furchtbaren Sage springt der Löwe, der schon längst auf der Lauer lag, dem sanften Thiere auf den Rücken und haut die Zähne und die Klauen tief in das bunte Fell ein. Schnell erhebt sich die blutende Giraffe und pfeilschnell saust sie in die Wüste hinaus, um bei den hohen Sprüngen den furchtbaren Reiter abzuschütteln. Aber der Löwe sitzt fest, so weit auch der Ritt geht, und wenn das stöhnende Thier endlich vor Ermattung zusammenbricht, dann springt er herunter, tödtet es mit furchtbaren Bissen und zermalmenden Tagenhieben und hält sein Mahl. Was er übrig läßt, verzehren die Geier.

Wie die Giraffe ein schön geflecktes Fell hat, so ist das Zebra und der Daur schön gestreift. Diese Thiere sind afrikanische Wildpferde und mit dem Zähmen ist es bei ihnen eine vergebliche Sache. Sie fallen immer wieder in ihre alten Mucken zurück und können es nicht vergessen, daß sie in ganzen Heerden mit dem Strauß um die Wette herumzulaufen gewöhnt sind. So schön sie aussehen, muß man sich im zoologischen Garten doch vor ihnen in Acht nehmen.

Viel Spektakel.

Hui, hui! wie die Affen
Hier gucken und gaffen
Und springen und klettern
Und zetern und wettern
Bald unten, bald oben
Mit Kreischen und Toben.

Sie spucken und kratzen,
Und beißen wie Katzen, —
Sie zieh'n sich am Schwanze
Und dreh'n sich im Tanze
Gar blitzschnell und munter
Kopf über, Kopf unter.

Ja zarte Ohren darf der nicht haben, der einige Zeit am Affenhaus still stehen will. Da kreischt und quickt Groß und Klein in den häßlichsten Tönen durcheinander, und von der Sprache des Menschen, dem diese Thiere so ähnlich sein wollen, merkt man keine Spur. Freilich ihr Körper hat manches Aehnliche in

seinem Bau von uns, aber der häßlichste Mensch ist tausendmal schöner als ein Affe. Wie auseinander gequetscht ist die Nase, wie garstig lang ist die Oberlippe, wie fletschend und freßgierig sind die vorstehenden Zähne! Mit dem Aufrechtgehen der Affen ist es auch so eine Sache; der Orang-Utang und der Schimpanse kann es wohl, aber meist nur, wenn sie sich auf einen Stab stützen, und dann sieht's immer noch krumm genug aus. Das Gemüth des Affen würde uns Menschen auch wenig Ehre machen, denn sie sind meist tückisch, diebisch, unanständig, schadensfroh und ungehorsam, und wer sich das Affengesicht genauer ansieht, der wird bald merken, daß kein guter Geist dahinter steckt. Nichts ist wohl beweglicher, als ein solches Affengesicht; in einem Augenblicke wechseln darauf „Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Püßlichkeit, Genußsucht und tausend andere Eigenschaften“; aber von der herzlichen Freundlichkeit, von dem milden Ernste, von der sanften Wehmuth eines Menschenantlitzes ist hier nichts zu sehen.

Die Leute auf der Insel Java glauben aber ganz gewiß, die Affen seien Menschen und sie sagen: „Die Affen thun nur so, als könnten sie nicht denken und reden, damit sie nicht zum Arbeiten gezwungen werden.“

Noch heutigen Tages wird ein Affe, der *Hulmann*, in Vorderindien für heilig gehalten, und in der schönen und großen Stadt Benares laufen diese Burschen frei in den Straßen umher und lassen keinen Menschen in Ruhe, wenn sie ihren Rappel bekommen. Du würdest deine Noth mit ihnen haben, wenn du einmal dort hinkämost. Hier rupfen und zupfen sie dich und machen Jagd auf deinen Hut, dort reißen sie deinem Freunde das Obst frech vom Munde weg und fliehen unter häßlichen Grimassen. Aber wehe dir, wenn du einen solchen Bengel schlagen wolltest. Dann würden sich hundert Menschen um dich versammeln und dir gar arg mitspielen, weil du einen ihrer heiligen Affen beleidigt hättest. Ich sehe wenig Heiligkeit an ihnen, aber heulig sind sie desto mehr, denn Spektakel machen sie genug. Auch ein anderer Affe, der *Bhunder*, nur $\frac{3}{4}$ Ellen lang, wird in Indien als heilig verehrt und die Leute lassen sogar einen Theil der Ernte auf dem Felde für ihn stehen. Auch diese Affen sind sehr unverschämt; sie steigen in die Häuser ein und nehmen ungenirt alles Eßbare mit, was sie erreichen können. Wer sich ein hübsches Gärtchen vor seinem Hause anlegen will, für den sind sie eine wahre Plage, denn wenn es ihnen gefällt, verwüsten sie Alles, reißen die Blumen und Früchte ab und ruiniren Beete und Bäume. Ein Engländer, der dort wohnte, hatte aber doch ein Mittel erfunden, daß sie nicht wieder gekommen sind, nachdem sie mehrere Jahre hindurch ihn auf alle Weise bestohlen und geärgert hatten. „Er jagte eine Bande davon auf einen Baum, fällte denselben mit Hülfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit nach Haus. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandtheile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmutzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich.“ Sogleich wurde eine gründliche Reinigung vorgenommen und das junge Volk abgeleckt. Ei der Tausend, das schmeckte den Alten gut, denn zucker süß war die Schmiere. So lange waren schmutzige Affenkinder noch nie geleckt worden. — Doch, o weh! das Unglück kam hintennach. Einer nach dem andern fing an erschreckliche Krämpfe zu schneiden und die Zunge herauszustrecken und bald kam bei allen die geleckte Süßigkeit wieder aus dem Maule heraus. Der Brechweinstein hatte gut gewirkt.

Von nun an kamen sie nicht wieder in den Garten des bösen Engländers.

Die Verschiedenheit unter dem Affenvolke ist außerordentlich groß. Der Orang-Utang kann so hoch werden wie ein Mann, das Seidenäffchen bleibt so klein wie das Eichhörnchen. Manche sind klapperdürre, andre haben starke Gliedmaßen und einen dicken Leib. Diese gehen ohne Schwanz durch's Leben, Jene haben einen so langen, daß sie sich daran an den Bäumen hin- und herbaumeln können. Hier sehen wir die Gesellen in grauen, braunen und schwarzen Pelzen herumspringen, — dort haben sich welche mit so bunten Farben



1. Kapuzineraffe. 2. Grüne Meerkatze. 3. Pavian. 4. Grüner Affe. 5. Hamadrias oder Mantel-Affe. 6. Orang-Utang. 7. Siebenschläfer. 8. Löwenäffchen. 9. Eichhörnchen.

geputzt, wie sie niemals wieder bei den vierbeinigen Thieren vorkommen, und sogar Grün, Himmelblau, Purpurroth, Violett kann man an ihren verschiedenen Körpertheilen sehen.

Ja wenn sich Affen einmal pugen, dann sieht's auch bunt genug aus.

In Gesellschaft lebt der Affe aber sehr gern und von der Einsamkeit hält er nichts, außer wenn er krank ist. In ihrer Heimath rotten sie sich zu ganzen Banden zusammen und suchen schöne Gegenden auf, wo für ihre naschhafte Zunge und ihren immer hungrigen Magen gesorgt ist. Wo es nichts zu knacken und zu beißen giebt, da werden sie nicht lange hausen, aber wo sie Obstbäume, Mais, Zuckerrohrfelder, Melonen, Bananen oder Pisan entdecken, da richten sie mit ihrer Unverschämtheit großen Schaden an und sind nur mit Knütteln und Flinten zu vertreiben. Die meisten Banden haben einen Leitaffen, der sich zum Herrn über die ganze Gesellschaft erhebt. Das geht so zu. Der stärkste Bursche von allen, welcher die schärfsten Zähne und die kräftigsten Arme hat, theilt so lange Püffe, Ohrseigen und Bisse aus, bis ihm die übrigen gehorchen. Dafür sorgt er aber auch treulich für sein Volk und hält fleißig Wache, damit sie nicht überfallen werden. Wer aber sein Liebling ist, der darf ihm das Ungeziefer ablesen.

Was für häßliche Gesichter haben schon die alten Affen, aber ein Affenkind ist noch viel häßlicher. Da giebt es keine Bausepäckchen und runde Backelbeinchen mit dicken Waden, wie bei unsern Brüderchen und Schwesterchen in der Wiege. Das Gesicht ist voller Falten und Runzeln, wie bei einem Greise, die Arme und Beine sind ellenlang und klapperdürr. Die Affenmadam aber hält ihr Kind für das schönste Wesen der ganzen Welt und liebt den Wechselbalg unbeschreiblich. Sie wird nicht müde, das Junge zu lecken, zu pischen, an sich zu drücken, zu küssen und sonst Narreteien mit ihm vorzunehmen.

Die Liebe zu den Jungen ist wohl die einzig gute Eigenschaft in dem Affenherzen. Auch wenn das Neffchen anfängt zu wachsen und mit andern spielt und herumspringt, wacht die Mutter auf jeden Schritt und Tritt, damit ihrem Liebling nichts Schlimmes geschehe. Sobald sich aber Gefahr zeigt, stößt die Mutter einen eigenthümlichen Ton aus, das Junge flieht an die Brust der Alten und husch! sind mit ein paar Sägen Beide auf den Bäumen verschwunden. Wahrhaft rührend ist das Verhalten der Mutter, wenn sie mit ihrem Kinde gefangen wird. Dann theilt sie jeden Bissen mit ihm, pflegt und hätschelt es unaufhörlich, spielt mit ihm, damit es keine Langeweile haben soll, und wenn das Kind stirbt, dann grämt sich die Mutter von Tag zu Tag mehr und bald neigt auch sie ihr Haupt zum Sterben.

Der Affe, welcher dem Menschen noch am meisten ähnelt, das ist der Drang-Utang. Von ihm wird manches Gute erzählt und er soll friedlicher und ruhiger sein, als alle seine Vettern, und ihn zu zähmen soll nicht schwer fallen. Bei uns freilich ist es ihm zu kühl, denn seine Heimath ist in dem heißen Asien.

Ein Naturforscher hatte einen Drang-Utang mit auf's Schiff genommen, um ihn nach Europa zu bringen. Anfangs ging die Sache recht gut, so lange sie noch in warmen Gegenden waren. Da spielte der Affe auf dem Verdecke, turnte an den Masten und Tauen lustig herum, und machte mancherlei Spaß. Bobi wurde so zahm, daß sein Herr ihn mit zu Tisch nehmen konnte, und regelmäßig um 2 Uhr stand er an der Thüre der Kajüte und wartete, bis man ihn zur Tafel lassen würde. Bei dem Essen benahm er sich ruhig, anständig und reinlich; doch den Löffel lernte er nicht gebrauchen, er trank die Suppe gleich vom Teller. Vor Allem liebte er den Wein, und erhielt jeden Mittag sein Glas, das er mit vielem Behagen austrank. Sein Bett schüttelte er jedesmal ordentlich auf, ehe er sich hineinlegte, und schlief immer vom Untergang der Sonne bis wieder zum Aufgang. Als das Schiff in kältere Gegenden kam, da verlor der Affe seine Heiterkeit und Spiellust immer mehr und stets schleppte er die wollne Decke seines Lagers hinter sich her und sobald er still saß, hüllte er sich vollständig hinein.

Seine Liebe zu berausenden Getränken wurde sein Unglück.

Bobi hatte nämlich eines Tages von seiner Lagerstelle aus bemerkt, daß der Kellner Rumflaschen umpackte und einige liegen ließ, weil er abgerufen wurde. In der Nacht vernahm der Herr des Affen ein Geräusch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaschen klapperte, und beim Schimmer der Nachtlampe sah er wirklich eine Gestalt bei dem Weinlager beschäftigt. Er erstaunte nicht wenig, als er seinen Bobi erkannte, der eine Flasche Rum beinahe bis auf den Boden geleert hatte; im Stroh sorgfältig versteckt lagen andre, in denen er nichts gefunden. Nach etwa zehn Minuten wurde Bobi plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische und machte die lächerlichsten Bewegungen; immer wilder und lustiger wurden seine Geberden und immer mehr ähnelte er einem betrunkenen und endlich einem wahnsinnigen Menschen. „Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Ungefähr eine Viertelstunde hielt dieser Zustand an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein hitziges Nervenfieber, welches seinem jungen Leben ein Ende machen sollte. — Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzeneien zu sich, Nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab und am vierzehnten Tage starb er nach einem heftigen Fieberanfälle.“

„Die besten Seiltänzer unter der Sonne“ sind die Gibbon's oder Langarmaffen. Ihre Arme sind so lang, daß sie bis zum Knöchel herabreichen, und mit ihnen klettern sie blitschnell die höchsten Baumwipfel hinauf. Ganz sonderbar sieht es aus, wenn sie mit denselben an einem schwanken Aste hängen und von da auf einen andern wollen, den sie nicht erreichen können. Dann schwingen sie sich einigemal an dem Aste hin und her und geben sich auf einmal einen solchen Ruck, daß sie wie ein Pfeil gegen 20 Ellen weit fliegen. 20 Ellen sind aber so lang, als 6 große Männer übereinandergestellt hoch sind. Sie machen auf den Bäumen so weite und so gewandte Sprünge, daß es wirklich scheint, als flögen sie ohne Flügel. Auf dem Boden können sie sich aber nur langsam und ungeschickt bewegen und werden dann leicht gefangen. Das Weibchen des Gibbon soll außerordentlich reinlich sein und auch ihr Kind zur Nettigkeit anhalten. So hat ein Naturforscher beobachtet, wie solche Mütter von Zeit zu Zeit ihre Schmutzfüße an das Wasser brachten; und hier wuschen sie den schreienden Kleinen trotz allem Sträuben das Gesicht so rein, daß manches Menschenkind sich hätte schämen müssen.

Die Schimpansen wohnen in Afrika und von ihnen erzählen die Neger, diese Affen seien ein Menschenstamm; aber weil sie sich immer sehr schlecht aufführten, so hat man sie von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und weil sie sich durchaus nicht besserten, so sind sie nun zum Thiere herabgesunken.

Der Naturforscher Buffon besaß einen solchen Schimpansen, der sehr anständig war. „Er gehorchte seinem Herrn auf's Wort oder auf ein Zeichen. Er bot den Leuten den Arm an und ging ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, benutzte ein Borstetuch und wuschte sich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit den Andern an. Er holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, sondern nährte sich Jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde.“ —

Eine solche Liebenswürdigkeit ist aber doch mehr eine Ausnahme und kommt wohl nur da vor, wo der Affe entfernt von seinen Brüdern mit den Menschen zusammenlebt.

Den Kindern und Erwachsenen, welche im zoologischen Garten das Affenhaus besuchen, möchte ich den guten Rath geben, nicht zu nahe an das Gitter zu treten. Ich habe schon einige Male gesehen, wie

diese listigen und heimlichen Burschen plötzlich den Damen das Taschentuch oder den Sonnenschirm aus der Hand und den Schleier und die Federn vom Hute rissen, und mancher Herr hat schon sein feines Spazierstöckchen eingebüßt, wenn er damit unvorsichtig necken wollte. Von den Affen ließe sich wohl noch viel Schnuriges und Lustiges erzählen, aber dann kämen die andern Thiere im zoologischen Garten gar nicht an die Reihe.

Dicke Häute.

Als Riesen unter allen Thieren
Auf dem Land
Sehet ihr jetzt anmarschiren
Den Elephant.

Wie Säulen sind die Füße,
Die Zähne wie zwei Spieße,
Der Rüssel wie eine Schlange,
Und unten gleich der Zange,
Der Rücken wie ein Hügel,
Die Ohren wie zwei Flügel:
Womit sich beim Verstecken
Ein Kindchen kann bedecken.

Beim ersten Anblick könnte Mancher denken: „Ach wie ungeschickt muß das große Thier sein;“ aber der Elephant würde ihm bald zeigen, daß der Schein trügt. Wie ein Wetter fliegt er auf seinen plumphen Füßen durch die Ebene, und das Pferd mag nur sehen, wie es ihm nachkommen kann; wie ein Fisch schwimmt er durch den Strom, und der reißendste Strudel, in welchem der beste Kahn umschlagen würde, hält ihn nicht auf.

Seine größte Geschicklichkeit zeigt er aber mit seinem Rüssel. Er ist ihm gleichsam die Hand, freilich mit nur einem Finger unten daran, und zugleich sein Trinkhorn, das gewiß nicht so leicht zerbricht, und auch noch seine Trompete, durch welche er laute Töne hervorstößt. Will er saufen, so steckt er diese lange Nase in's Wasser, denn sie ist hohl, saugt sie ganz voll, und spritzt nun die Flüssigkeit in das große Maul. Giebt man ihm eine zugestöpselte Flasche voll Wein oder Schnaps, so kommt er gar nicht in Verlegenheit, faßt den Pfropfen mit dem Finger an, zieht ihn heraus, führt die Flasche zum Maule und gießt den angenehmen Trank hinein. So zieht er mit dem Finger am Rüssel auch einen Nagel aus dem Brete, hebt damit ein Blatt Papier vom Boden, knüpft und löst damit schwere Knoten, spielt die Mundharmonika, dreht den Leiterkasten u. s. w. Mit dem Rüssel packt er auch seinen Feind, z. B. den Tiger, und wirft ihn so heftig an einen Felsen oder

Baumstamm, daß ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen, und zu guterlegt durchsticht das wüthende Thier den Zappelnden noch mit den scharfen Zähnen, welche von den Menschen als Elfenbein zu allerhand Sachen verarbeitet werden. Wenn dem Elephanten aber der Rüssel zerschossen oder zerfleischt wird, dann muß er sterben, denn mit demselben nimmt er auch seine Nahrung zu sich, und wenn er dann keine Zweige und Früchte mehr abbrechen, kein Getreide und Kraut mehr aufessen kann, müßte er verhungern. Bekommt er aber eine Wunde in die Haut seines übrigen Körpers, dies kann er schon eher verschmerzen, denn das Fell ist sehr dick, deswegen wird er auch geradezu ein Dickhäuter genannt.

Wer nun einmal so groß und dick ist, der muß auch eine tüchtige Portion Nahrung vertragen können. Ich habe einen gesehen, der bekam zum Frühstück 20 Pfund gekochten Reis, davon hätten wenigstens fünfzig Menschen satt werden können. Wieviel mag ein solcher Herr erst Mittags verspeisen? Das wird wohl eine theure Rechnung für den ganzen Tag werden.

In der Wildniß leben die Elephanten in den Wäldern von Indien und Afrika aber nicht einsam, sondern in ganzen Heerden beisammen, und wenn es ihnen zu warm wird, steigen sie in die Flüsse und Seen nieder und nehmen ein erquickendes Bad. Das mag ein Strampeln und ein Plätschern sein. Bisweilen machen sie auch den Gegenden, welche von den Menschen mit Feldfrüchten bebaut sind, einen Besuch, benehmen sich aber dabei sehr unanständig und verwüsten die Zuckerrohrpflanzungen und zerstampfen den Reis und die Maisfelder.

Das lassen sich die Menschen aber nicht so mir nichts dir nichts gefallen, sondern schießen auf sie oder fangen sie in ungeheuern Fallen.

Gewöhnlich sind die Elephanten grau von Farbe; aber es giebt auch ganz weiße, und diesen widerfährt in Indien eine besondere Ehre: sie werden als Götter angebetet.

Die Leute in dem Lande Siam glauben nämlich, wenn Menschen sterben, so gehen ihre Seelen nicht in den Himmel, sondern sie fahren in weiße Affen oder in weiße Sperlinge oder weiße Elephanten, darum erweisen sie diesen Thieren so hohe Ehre.

Wird ein weißer Elephant gefangen, dann herrscht Freude und Leben. Er wird auf ein prächtiges Schiff gebracht, auf welchem ein mit Guirlanden geschmücktes Gebäude steht, und hier wird er mit Kuchen und Zuckerrohr gefüttert. Bald kommt ein Prinz oder ein Minister mit 50 oder 60 geschmückten Rähnen, welche sich vor das Schiff spannen und mit Musik zur Hauptstadt fahren. Hier kommt sogar der König mit all seinen Dienern dem Thiere entgegen und nun wird der weiße Elephant unter großer Feierlichkeit in ein prächtiges Haus geführt, in welchem er von nun an wohnt. Zu seiner Bedienung und Pflege erhält er eine ganze Menge vornehmer Leute und Sklaven, welche ihm wie einem Fürsten aufwarten und ihm in goldenen und silbernen Gefäßen Kuchen, Zuckerrohr, Bananen und andere Süßigkeiten präsentiren. Auf sein Haupt setzt man ein Diadem, seine Zähne werden mit goldenen Ringen geschmückt und man betet ihn an, indem man sich vor ihm niederwirft. Hat der Elephant Lust, ein Bad zu nehmen, so wandert ein ganzer Schwarm von Bedienten vor und hinter ihm, einer hält einen großen rothen Sonnenschirm über ihn, ein anderer bläst in ein Horn, damit ihm überall Platz gemacht wird. Wird er von dem vielen guten Essen oder aus einer andern Ursache krank, so besprengt man ihn mit Weihwasser und betet um ihn herum. Stirbt er aber gar, dann trauert das ganze Land und wie ein König wird er begraben.

Die armen Menschen sind doch recht zu bedauern, daß sie Thiere für Götter halten können.

So gut haben es die grauen Elephanten nicht, sie müssen tüchtig arbeiten und ihr Brot im Schweiße verdienen. Man gebraucht sie im Kriege, und läßt Soldaten von ihrem Rücken herab fechten. Sie müssen auch Lasten tragen, als Handlanger beim Häuserbauen helfen und andere Dienste leisten.

Dabei ist der Elephant gewöhnlich willig und freundlich, wenn man ihn nicht reizt; bringt man ihn aber in Zorn und Wuth, dann ist es mit ihm nicht mehr auszuhalten; dann zerschlägt und zertrümmert er Alles, stößt seinen Wärtler nieder und zertrampelt ihn sogar unter seinen großen Füßen.

Von der Klugheit und Treue des Elephanten erzählt man gar mancherlei Geschichten, die gewiß auch den Kindern gefallen werden.

Einer war ein sehr treues Kindermädchen. Die Geschichte ist so:

Ein Elephantenführer begleitete sein Thier in den Krieg. Weil aber der Mann verheirathet war, nahm er auch seine Frau mit. Unterwegs wurde die Frau krank und hatte gar große Sorgen um ihr kleines Kind. Ehe sie starb, redete sie den guten Elephanten gar wehmüthig an und bat ihn, auf das Kind zu achten, wenn der Vater nicht Zeit habe und ihm ja kein Leid geschehen lassen. Der Elephant mußte die Worte wohl verstanden haben, denn als die Frau wirklich starb, liebte er das kleine Wesen wie eine Mutter. Er wollte die Wiege immer neben sich stehen haben und wenn das Kind weinte, schaukelte er leise hin und her, ja er nahm sogar ein Strohbüschel mit seinem Rüssel und scheuchte damit die Fliegen weg, damit es ruhig schlafen könne. Nahm man ihm aber die Wiege weg, so rührte er nicht eher die ihm angebotene Nahrung an, bis er sein Kind wieder hatte.

Ein anderer Elephant, welcher dem Könige von Neapel gehörte, half den Maurern gar treulich am Schlosse bauen und trug Steine und Wasser herbei. Da hatte er nun bemerkt, daß man den kupfernen Kessel, in denen das Wasser geholt wurde, zu einem Schmied schaffte, wenn ein Loch darin war. Eines Tages lief das Wasser wieder aus einem Kessel heraus. Was that der Elephant? Er nahm ganz ruhig das Gefäß und trabte zum Kupferschmied und zeigte mit dem Rüssel auf das Loch. Als dieser es unter Lachen zugemacht hatte, nahm das kluge Thier den Kessel und ging wieder an seine Arbeit.

Einmal hatte ein junger Elephant eine starke Kopfwunde erhalten und der Schmerz macht ihn so wild, daß ihm Niemand zu nahe kommen durfte. Der Führer wußte sich keinen Rath. Endlich rief er die Mutter des kranken Thieres herbei und zeigte auf die Wunde und gab ihr zu verstehen, daß er sie mit Salbe bestreichen und verbinden wollte. Kaum hatte das die Elephantenmutter begriffen, so packte sie das widerspenstige Kind an und drückte es so gewaltig zur Erde, daß es wohl stille halten mußte, bis der Verband angelegt worden war. So oft nun der Wärtler mit einem neuen Pflaster kam, brachte sie ihr wildes Junge zur Ordnung, und das setzte sie so lange fort, bis es ganz geheilt war.

Nun noch ein lustiges Verschen vom: Elephanten und dem Schneider.

Zuchheisa! Ein lustiges Schneiderlein,
Das stach mit der Nadel gar fleißig hinein
In Wolle, in Sammt und in Seide
Zu Weste, zu Hof und zu Kleide.
Zuchheisa! Zum kleinen Fensterlein
Sucht fleißig ein Elephant herein,
Hat höflich vom Schneider „Gut Nacht“ genommen,

So oft er vom Baden ist heimgekommen.
 Zuchheisa! Da dacht einst mein Schneiderlein:
 „Was guckt mir der Plumpsack da immer herein.
 Wart' Vater! ich mache mir heut' einen Spaß,
 Und ist er kein Pinsel, da merkt er sich das.“
 Und als aus dem Wasser nun kam Elephant,
 Da nahm der Herr Schneider die Nadel zur Hand,
 Und als nun der Rüssel in's Fenster gerochen,
 Hat's Schneiderlein tapfer hineingestochen.
 Der Rüssel fuhr schnell wie ein Blitz zurück;
 Das Schneiderlein wünschte zum Späße sich Glück
 Und lachte den Dicken noch schadenfroh aus;
 Doch der ging bedächtig und ruhig nach Haus.
 „Viktoria, ich habe den Riesen besiegt!“
 So jubelt der Schneider gar stolz und vergnügt,
 „Zuchheisa! Viktoria! Ich bin von der Welt
 Mit meiner Nähnael der herrlichste Held!“
 Doch weh! nächsten Abend beim Schneiderlein
 Guckt wieder der Rüssel zum Fenster herein,
 Und eh' noch der Schneider die Nadel ergriffen,
 Da hat es gar naß um den Kopf ihm gepfiffen,
 Und eh' noch der Held sich Courage genommen,
 Da ist er vom Tisch schon herunter geschwommen
 Und zappelt und krabbelt die Kreuz und die Quer,
 Wie's Mäuschen gebadet vor Schreck hin und her,
 Und hustet und pufet, o Jammer und Graus,
 Aus Mund und aus Nase viel Wasser heraus.
 Doch sagt mir, wie ist denn das Unglück geschehn? —
 O seht den Elephanten am Fenster dort stehn,
 Der hat mit dem Rüssel den Schneider begossen,
 Daß er sammt der Nadel vom Tisch ist geflossen.

Der Elephant hat einen recht häßlichen Verwandten, das ist das Nashorn oder Rhinoceros.

Der ganze Kopf zeigt gleich, daß nicht viel Klugheit darin stecken kann und die matten und stumpfen Schweinsaugen gleichen durchaus nicht den verständigen und freundlich blickenden des Elephanten. Das lappichte Maul hängt noch in einem Zipfel herunter und oben auf der Nase sitzt ein Horn, das so scharf ist wie ein Pflugschaar. Die Haut klunkert an dem Thiere herum, wie ein weiter Mantel, aber sie ist so dick, daß selbst Kugeln nicht leicht durchgehen. Wer einem solchen Nashorn begegnet, der mag nur schnell sehen, wo er in Sicherheit kommen kann, denn es verfolgt ihn mit aller Wuth und stößt ihn nieder. Das Horn ist so fest, daß es damit selbst felseharten Boden aufwühlen und Baumstämme fällen kann, und schon manchem Elephanten hat es damit im Kampfe den Leib aufgeschlitzt.



Druck v. J. Braunstein, Braunschweig.

1. Pecari, Halsbandschwein, Bisamschwein. 2. Nilpferd, Flußpferd. 3. Maskenschwein. 4. Indisches Nashorn. 5. Indischer Elephant. 6. Amerikanisches Tapir od. Wasserschwein. 7. Parforcehetze auf einen wilden Eber od. Keiler.

Das Rhinoceros auf unserm Bilde ist eins aus Indien und hat nur ein Horn; die in Afrika leben, haben deren zwei. Diese Hörner werden zu Trinkbechern ausgehöhlt und sind oft in jenen Ländern auf fürstlichen Tafeln zu finden.

Am Tage schläft dieses Ungeheuer, weil ihm die Hitze zu arg ist, aber gegen Abend wird es lebendig, wühlt im Schlamm irgend eines Teiches herum, um sich abzukühlen und sucht dann seine Nahrung im Pflanzenreiche, und sein Appetit ist so groß, daß es ihn kaum stillen kann.

Das Flußpferd oder Nilpferd in Afrika ist auch keine Schönheit. Sein Bauch ist wie eine große Biertonne und sein Kopf bald wie ein Tragkorb gebaut. Hu! und wenn es den großen Rachen öffnet, da gucken Zähne heraus, daß man vom Ansehn genug hat. Es spaziert auf dem Lande umher und sucht sich seine Nahrung, es weidet auch auf dem Grund der Ströme die Pflanzen ab; das ist ihm ganz gleich, wenn es nur bisweilen mit der Nase herausgucken kann, um Athem zu holen. Kommt ihm dabei ein Rahn ungelegen in die Quere, so haut es manchmal mit seinen scharfen Zähnen hinein, daß die Stücke herum und die Menschen ins Wasser fliegen und wehe, wenn es einen erschnappt; mit einem einzigen Bisse ist er zermalmt. Das sind in jenem Lande doch gefährliche Wasserpartien und Bäder; da ist es doch noch besser, es zwickt Einen ein Krebs; weh thut das auch, aber es geht doch nicht ans Leben.

Die Zähne werden auch als Elfenbein verarbeitet und das Fleisch und Fett soll gar nicht übel schmecken.

Noch ein solch ungeschickter und plumper Bursche ist der Tapir in Amerika. Bei der Hitze am Tage im Schatten faulenzten und gegen Abend sich im Schlamm wälzen oder im Flusse plantschern ist auch seine Lieblingsbeschäftigung; dazwischen fällt er auch mit seinen Kameraden manchmal zur Abwechslung in die Felder der Indianer ein und verwüstet mit seinem Rüssel soviel, daß die armen Menschen mit der Arbeit wieder von vorn anfangen müssen. Da kann man es den Leuten freilich nicht verdenken, wenn sie solche schädliche Nachbarn sich vom Halse schaffen und sie auf alle mögliche Weise zu fangen oder zu tödten suchen; und ihr Fett soll auch ganz angenehm als Essen schmecken.

Wer zum ersten Mal ein Maskenschwein sieht, der fragt gewöhnlich: „Wo hat denn das Thier sein Gesicht?“ denn über dasselbe hängen eine Menge runzeliger Falten, daß man kaum die Augen herausfindet. Auch der übrige Theil des Körpers ist meist mit solchen Falten bedeckt, und wenn da einmal eine gründliche Wäsche vorgenommen werden sollte, müßten sie gar ordentlich auseinander gelegt werden. Aber die Leute im heißen Asien und Afrika, wo diese Thiere zu Hause sind, werden sich diese Mühe wohl nicht geben.

Appetitlicher sieht dagegen das Halsbandschwein aus mit dem weißen Halsstreifen.

Am liebsten von allen Schweinen ist wohl den Kindern das zahme Schwein und zwar, wenn es geschlachtet ist. Ei die Knack-, Blut- und Grüzewurst und erst das Wellfleisch und im Winter der Schinken! das alles sind Dinge, die gar gern in den Mund gesteckt werden. Vor dem rohen Schweinefleische muß man sich aber in Acht nehmen, denn in manchem stecken Trichinen; das ganz sind kleine Würmer, welche auch noch fortleben, wenn sie der Mensch mit dem Fleische verzehrt hat. Sie bohren sich dann durch Magen und Gedärme bis in das Muskelfleisch, verursachen furchtbare Schmerzen und bringen selbst den Tod. Ist das Fleisch aber gekocht oder stark geräuchert, dann sterben diese Thierchen und schaden nicht mehr.

Die Väter aller der zahmen Schweine wohnten früher in den Wäldern und suchten die Nahrung sich selber und gruben und wühlten das Lager mit der Rüsselschnauze. Auch jetzt giebt es noch solche wilde Burschen, die unter den Eichen, Kiefern und Fichten ein lustiges Leben führen und unter freudigem Grunzen sich in den Morästen und Tümpeln herumwälzen. Freilich werden sie dadurch kein Vorbild für Reinlichkeit. Aber merkwürdig ist das: die todten Schweine helfen gar sehr für die Reinlichkeit der Menschen sorgen, — denn aus den Borsten werden Bürsten zum Reinigen der Kleider, der Zähne, der Fingernägel u. s. w. gefertigt. Der Schuhmacher braucht die Borsten auch als Nähnadeln.

Die wilden Schweine sind meist schwarz oder schwarzbraun und heißen deswegen beim Jäger auch Schwarzwild. Aus der Ober- und Unterkinnlade wachsen bei den Ebern scharfe Zähne hervor, die aus dem Maule oder der Schnauze nach oben zu herausstehen, und womit diese Thiere sich gegen die Hunde und den Jäger gar tapfer vertheidigen, daß schon mancher dadurch sein Leben verloren hat. Wenn das Wildschwein nicht gereizt wird, thut es dem Menschen nichts, aber es ist besser, Kinder gehen ihm doch aus dem Wege.

Das wilde Schwein liebt die Gesellschaft, und manchmal vereinigen sich 30 bis 40 Stück zu einem Rudel. Dabei giebt's dann Bachen, das sind die Mütter, — die zwei und dreijährigen Söhne heißen Keiler und die kleinen Kinder: Frischlinge. Da giebt's dann viel Gequieke und Gebeise und der Pürzel, nämlich das geringelte Schwänzchen, wackelt lustig hin und her, wenn Spaziergänge in den Klee, in die Rüben, in's Getreide, in Kartoffeln, Kohl, Erbsen u. s. w. unternommen werden. Auch Eier, Mäuse, junge Vögel und Würmer fressen sie zur Abwechslung.

Die älteren Männer unter den Schweinen nehmen an solchen Lustpartien gar nicht Theil; jeder wandert, für sich allein und besucht seine Familie nur selten.

Durch die Wanderschaften in die Felder machen die wilden Schweine dem Landmanne sehr viel Schaden, und er wünscht sie dahin, wo der Pfeffer wächst. Ich wünschte, ich hätte eins in der Esse hängen oder in der Bratpfanne liegen.

Der König und seine Verwandten.

Als König der Thiere
Im weiten Reviere
Herrscht ohne Scheu
Ueber Alle der Leu.

Sein Königsmantel ist die Mähne,
Sein Schwert: die Taten und die Zähne,
Und seiner Stirne gelbes Haar
Ist seine Krone wunderbar.
Sein Brüllen ist das Königswort,
Das rollet wie ein Donner fort,
Und wer es hört, der fühlt ein Beben,
Als ging es schon um Hals und Leben.

Unsere Kater und M Katzen, die der Mäuse wegen in den Häusern gehalten werden, haben gar vornehme und mächtige Verwandte unter den Thieren und der oberste darunter ist der Löwe, der König der Thiere. Er ist ein König durch seine majestätische Gestalt und durch seinen tiefen Ernst. Wie ein Königsmantel umflattert Hals und Brust die lange Mähne und seine breite Stirn zeigt deutlich den unbeugsamen Herrscherwillen an. Stolz schreitet er durch die Wälder oder durchjagt sein Reich in ungeheuren Sätzen (er springt bis zu 40 Fuß weit), daß Alles vor ihm flieht und sich scheut vor dem Zornblitz seines Auges.

Er herrscht als König durch seine furchtbare Stärke, denn mit seinem Schwanz allein, der bis zu zwei Ellen lang wird, kann er einen Mann zu Boden werfen; mit einem einzigen Schlage seiner Läge vermag er einem Pferde das Rückgrat einzuschlagen, und der Löwe besitzt eine solche Sprungkraft, daß er mit einem geraubten Schafe oder Kalbe im Rachen noch über Zäune und Hecken wegsetzen kann. Wenn er seine Stimme erhebt, dann zittert Alles, und selbst die größten und stärksten Thiere ergreifen die Flucht oder vertriehen sich scheu.

Als König des Thierreichs erkennen ihn auch die Menschen seines Muthes und seiner Kühnheit wegen an, denn er wagt es selbst, gegen eine ganze Reihe von Jägern loszuspringen, sobald sie nach ihm schießen, und mit fürchterlichem Gebrüll und wuthgestäubter Mähne bricht er in wilden Sätzen auf sie ein und zerfleischt selbst noch in dem letzten Todesröcheln oft einen oder einige seiner Feinde. Der berühmteste Löwenjäger in Algier in Afrika ist der französische Offizier Jules Gérard geworden. Dieser Mann erzählt: „Im Juli 1853 kam ich nach den Auersbergen, wo eben ein Löwe 200 mit guten Feuerngeehren bewaffnete Leute in die Flucht geschlagen, einen Araber getödtet und sechs verwundet hatte. Ich erlegte kurz nachher die Löwin und suchte in Begleitung des holländischen Offiziers von Redenburg und einiger Araber den männlichen Löwen auf. Endlich fanden wir ihn, und ich durchschloß ihn mit zwei Kugeln, so daß er in eine Schlucht rollte. Er sollte aber mein Eigenthum werden, darum suchten wir ihn auf und fanden ihn in einem Gebüsch, in welches er sich zurückgezogen hatte. Plötzlich aber raffte sich das blutende Thier auf, überfiel unversehens meinen Diener, zerbrach dessen Gewehr, zermalmte ihm den Schenkel, und packte dessen Kopf mit den Zähnen. Noch ehe er aber zubeißen konnte, traf den König der Thiere meine Eisenkugel und er sank todt nieder. Mein gräßlich zerfleischter Diener starb kurz nachher.“

Der Löwe benimmt sich auch in der Gefahr stolz wie ein König. Ein Augenzeuge erzählt dazu von einer Löwenjagd in Südafrika Folgendes: „Unsere Hunde trieben einen Löwen und eine Löwin aus dem Dickicht heraus. Letztere entfloß bald wieder, Ersterer aber stand vor uns still und sah uns an. Unsere Lage war äußerst gefährlich. Ich war zu Fuß und hielt meine Pistole mit gespanntem Hahn in Bereitschaft. Die mit Flinten Bewaffneten machten sich ebenfalls schußfertig. Allein in demselben Augenblicke stürzten unsere Hunde herbei und warfen sich zwischen uns und den Löwen. Sie bellten fürchterlich das große Thier an und rückten ihm immer näher und näher, ohne daß er im mindesten seine Stellung veränderte. Er schaute, im ruhigen Gefühle seiner Kraft, unverwandt auf uns, als ob er nur Einen von uns erwählen wollte. Die Hunde wurden dadurch immer dreister und rückten ihm bis an die Lagen heran. Da ward ihm die Sache zu bunt; er bewegte eine Läge, und sogleich stürzten zwei Hunde todt zur Erde. Wir hatten unterdeß das Davonspringen der Hunde benutzt und gaben Feuer auf das Thier. Eine Kugel drang ihm durch die Rippen, wie wir aus einem Blutstrome schlossen; allein der Löwe änderte seine Lage nicht. Wir machten uns wieder schußfertig; ehe wir aber zum zweiten Mal schossen, erhob er sich ruhig zum Rückzug.“

Man hat auch gesagt, der Löwe sei großmüthig wie ein edler König, und man erzählt dazu die Geschichte, welche in Florenz in Italien passirt ist. Auf dem Marktplatz daselbst spielten Kinder. Plötzlich erhob sich ein ungeheueres Gebrüll, und nach allen Seiten hin flohen die entsetzten Leute mit dem Schreckensrufe: „Rettet euch! der Löwe ist los! Er ist aus der Menagerie entsprungen!“ Auch die Kinder stoben aus-

einander und flohen in die Arme ihrer Eltern. Nur ein Kindlein war bei seinem Spiele sorglos sitzen geblieben und spielte ruhig weiter mit seinen Steinchen. Das Gebrüll kam näher, und mit einigen Sägen war der Löwe auf dem Marktplatz neben dem Kinde, was ihn furchtlos und zutraulich anschaute. Schon öffnete der Löwe seinen Rachen, schon erhob er die Zage, und alle Bewohner sahen aus ihren Fenstern mit Entsetzen auf das grause Schauspiel, — da stürzte mit fliegenden Haaren ein Weib aus einem Hause, eilte hin zu dem Kinde und riß es dicht vor dem Löwen an ihre Brust, in ihre Arme. Erstaunt schaute sich der Löwe um, und als die Mutter mit dem Kinde eilends die Flucht ergriff, ließ er es ruhig geschehen und ging weiter.“

Zeigt dieser Löwe auch hier wirklich Großmuth, so haben hundert von seinen Brüdern doch diese Tugend nicht an sich und verzehrten ungescheut Menschenfleisch, wo sie es fanden. Ein Beispiel dazu ist allen Bewohnern von Konstantine in Algier bekannt. Der Bey (Fürst) hatte zwei Brüder zum Tode verurtheilt, und damit sie nicht entfliehen könnten, hatte er die Verbrecher so fesseln lassen, daß der rechte Fuß des Einen mit einer Kette an den linken Fuß des Andern gebunden war. Trotzdem gelang ihnen die Flucht, und sie kamen ins Freie. Unglücklicher Weise wurden sie aber von einem Löwen überfallen und niedergeworfen. Das hungrige Thier fraß den Einen auf bis an den eisernen Ring, welcher um das Bein geschmiedet war. Am folgenden Morgen fanden die Reiter des Bey den andern Bruder noch lebend mit dem Beine des Verzehrten an der Kette. Sie brachten den Entflohenen zurück, aber der Fürst begnadigte den Unglücklichen aus Mitleid.

Der Löwe ist ein sehr theurer König für die Menschen, in deren Nähe er wohnt, denn er ist im Stande, ihnen an ihren Viehheerden jährlich für 1500 Thlr. Schaden zu thun, indem er Schafe, Rösse, und Kinder anfällt und raubt und sogar Nachts in die umzäunten Höfe einbricht und mit dem gestohlenen Gute im Rachen über die hohen Zäune wegsetzt.

Dieser Gefährlichkeit wegen wird der Löwe fleißig gejagt, und oft verbinden sich ganze Dorfschaften, und die Männer ziehen bewaffnet dem Feinde entgegen. Um die Heerden des Nachts in der Umzäunung sicher zu halten, legt man im Hofe hinter der Thüre eine tiefe Grube an. Der Löwe setzt über die Thüre hinweg, die gewöhnlich niedriger ist, als die übrige Umzäunung, und stürzt in die dahinter sich befindende Grube hinein, aus welcher er trotz aller Versuche nicht heraus kann. Kaum merken die Araber den Fang, so springen sie mit Feuerbränden herbei und leuchten in die Tiefe, schreien, schimpfen, werfen Steine hinunter und schießen auf den Gefangenen. Am schlimmsten zeichnen sich bei dem Spektakel die Weiber und Kinder aus. An dem eigenthümlichen Schwingen der Feuerbrände und Fackeln merken die umliegenden Bewohner das Geschehene, und am Morgen machen sie sich mit der ganzen Familie auf, um zu dem Feste des Löwenfanges zu ziehen.

Endlich sind Alle um die Grube vereinigt und man stößt und drängt sich, um den Räuber der Heerden zu sehen und immer aufs Neue wieder zu beschimpfen. Dieser liegt still da; er erwartet sein Schicksal mit Ruhe und Würde und leckt schweigend seine Wunden. Endlich trifft ihn die Todeskugel, und der König der Thiere streckt nach tiefem Röcheln die Glieder und Niemand hat hinfort mehr etwas von seiner Töge und seinem Zahne zu fürchten. Jeder Knabe empfängt von seinem Herzen ein Stück zu essen, damit er muthig werde wie ein Löwe und jedes Mädchen erhält Haare aus der Mähne zu Amulets, welche am Halse getragen, vor Löwen schützen sollen.

Unter den Löwen giebt es auch verschiedene Arten nach ihrer Größe, nach der Farbe und Mähne. Die stärksten sind die Löwen in Nordafrika in der Barberei, und diese werden auch von den schönsten Mähnen geschmückt, die bei ihnen Kopf und Hals umgiebt und sich über die Brust längs des ganzen Bauches hin bis an die Hinterbeine zieht. Der Löwe in Persien in Asien ist viel kleiner und seine kleine Mähne sieht geschwärzt aus. Es giebt sogar eine Art Löwen, die ganz ohne Mähne sind, wie auch alle Löwinnen.

Die Löwinnen sind sehr zärtliche Mütter gegen ihre Kinder und lecken und lieblosen sie ohne Aufhören und tragen sie im Rachen spazieren. Obgleich die Löwen zum Raubgeschlecht gehören, so werden die Jungen



1. Jaguar. 2. Afrikanischer Löwe. 3. Schwarzer Leopard. 4. Königstiger. 5. Afrikanischer Löwe u. Löwin.
6. Leopard und Puma. 7. Wilde Katze und Luchs. 8. Jndischer Jägleopard. 9. Hauskatzen.

doch gleich sehend geboren und sie sind nicht erst, wie die jungen Katzen, neun Tage blind. Wie das Zahnen bei den kleinen Kindern viel Noth macht, so auch bei den jungen Löwen, und viele sterben daran.

Junge Löwen können leicht gezähmt werden und laufen ihren Herren wie Hunde nach; aber sie dürfen nur wenig Fleisch bekommen, damit sie nicht blutgierig werden. In den Menagerien sieht man nicht selten gezähmte Löwen, mit denen Kunststücke gemacht werden. Da setzt sich wohl der Wärter auf das Thier und steckt ihm gar den Kopf in den geöffneten Rachen, oder er legt dem Könige der Thiere ein Stück Fleisch auf die Nase, und erlaubt ihm dies nur bei einem gewissen Worte, z. B. bei „drei“, zu verzehren. Diese Sachen sind aber manchmal recht schlimm abgelaufen, und mancher Wärter hat dabei schon Gesundheit und Leben eingebüßt.

Die Löwen können aber wirklich auch recht zärtlich werden und besonders gegen Hunde, die man ihnen in den Käfig geworfen hatte. Sie lassen sich dann von den kleinen zänkischen Kötern Alles gefallen, und dulden es sogar großmüthig, wenn dieselben beim Fressen das beste Stück Fleisch für sich behalten wollen. Ein vernünftiger Wärter kann fast immer darauf rechnen, daß sein Löwe ihm anhängen wird, wenn er freundlich behandelt und hinreichend gefüttert wird. Ja es ist schon vorgekommen, daß Löwen vor Gram krank geworden und gestorben sind, wenn sie von ihrem geliebten Wärter sich trennen mußten.

Ein viel furchtbareres Raubthier als der Löwe ist der Tiger; denn er ist jenem an Stärke und Schnelle der Glieder beinahe gleich, aber dabei viel listiger und grausamer und tückischer. Sein Fell ist bräunlich gelb mit schwarzen Streifen besetzt, und wenn er im Laufe begriffen ist, sieht es aus, als flögen gelbe und schwarze Schlangen am Boden hin. Aus seinen großen glühenden Augen blüht Blutgier und Grausamkeit, und was einmal unter seinen spitzen Klauen und scharfen Zähne sich befindet, das ist verloren. Seine Lust nach Menschenfleisch ist so groß, daß er in Ostindien ganze Dörfer entvölkert hat. Sie schleichen selbst den Armeen der Soldaten nach, und nicht selten werden in der Nacht die einsamen Schildwachen von ihnen überfallen und aufgefressen. Sogar bis in die Nähe der Hauptstädte wagen sie sich und richten unter Menschen und Thieren arge Verwüstungen an.

Um diese gefährlichen Thiere immer mehr auszurotten, werden von den indischen Fürsten große Jagden unternommen, wobei manchmal viele tausend Soldaten und auch Elephanten helfen müssen. Vor dem Rüssel des Elephanten hat der Tiger großen Respekt, denn jener schlägt ihn bisweilen damit so, daß er betäubt wird, aber noch öfterer umschlingt ihn damit das große Thier, hebt ihn blitzschnell in die Höh und schleudert ihn so mächtig zu Boden, daß dem Tiger die Knochen im Leibe zerschellen. Darum sucht er gern den Rüssel zu zerfleischen, denn das ist der empfindlichste Theil des Elephanten, und dieser muß sterben, wenn die Wunden an demselben nur einigermaßen tief sind.

Die Reisenden und Hirten suchen in der Nacht durch das Schwingen von Feuerbränden den bösen Feind abzuhalten, denn er fürchtet das Feuer mehr als der Löwe.

Jung gezähmten Tigern ist nie zu trauen, denn ihre alte Heimtücke bricht leicht wieder aus, und schon mancher Wärter hat sie mit seinem Leben bezahlen müssen.

Im Jahre 1850 wurde in England in einer Menagerie ein gezähmter Löwe mit einem Tiger in einem Käfige zusammen gezeigt. Ein schönes Mädchen von 17 Jahren trat eines Tages, wie sie gewohnt war, zu den Thieren herein, um ihre Kunststücke dem Publikum zu zeigen. Der Löwe sprang ganz schön auf Kommando über die Reitpeitsche. Als aber der Tiger sich immer näher herandrängte, gab ihm das Mädchen einige Hiebe. Darüber wurde das Thier wüthend, machte einen gewaltigen Satz, warf das Mädchen nieder und versetzte ihm an Hals und Armen tiefe Wunden. Schnell stürzten die Wärter mit eisernen Stangen herbei und trieben den Wüthenden von dem armen Mädchen; aber es war schon todt, noch ehe man ihn entfernt hatte.

Fast eben so groß, wie der Tiger, ist der Jaguar. Sein Fell ist oben schön rothgelb und unten am Bauche weiß. Anstatt der Streifen, wie der Tiger, hat er überall schwarze Flecke oder größere schwarze Ringe, in welchen sich ein oder zwei schwarze Punkte befinden. Der Jaguar wohnt in Südamerika und fällt auch den Menschen an. Den Heerden wird er sehr gefährlich und besonders raubt er gern junges Hornvieh, Pferde und Maulesel. Auch Fische sind ihm eine angenehme Speise und er lauert stundenlang am Wasser, bis einer an die Oberfläche kommt; dann schlägt er mit seiner Tazze darauf los und wirft das getödtete Opfer auf's Land, um es zu verzehren. Junge Jaguare werden bisweilen in den Häusern wie Hunde gehalten; allein wenn man ihnen auch die Schneidezähne ausbricht, so richten sie mit ihrer Stärke doch noch viel Unglück an und müssen wieder abgeschafft werden, wenn sie größer und älter werden.

In Afrika und Südastien haust der Leopard. Er hat ein herrliches Fell, aber ein blutdürstendes Herz, und Menschen und Thiere sind vor ihrem Angriffe nicht sicher.

Einen Soldaten am Kap der guten Hoffnung in Afrika fiel ein solcher Bursche am hellerlichten Tage beim Spazierengehen an, sprang ihm nach der Kehle und rieß ihn nieder. Der überraschte Mann verlor die Besinnung nicht, sondern faßte den Leoparden am Kopfe und stach ihm mit einem Messer in die Gurgel, daß er bald starb. Der Mann hatte bei dem Kampfe viel Wunden erhalten und viel Blut verloren, und nur langsam wurde er wieder gesund und kräftig.

Ein gelehrter Mann, mit Namen Rüppell, welcher in Afrika umherreiste, um Land und Leute dort kennen zu lernen, erzählt von dem Leoparden Folgendes: „In der Nacht vom 17. December 1832 wurden wir bei Gondar (in Habesch) durch das Geschrei einer in unserem Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der nicht traf, verscheuchte die Bestie aus dem Hofe, in welchem sie die sterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hofraum gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag. Als er uns aber aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir Nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugebracht. Während nun mein Neger Abdalla mit gespanntem Gewehr das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthierern belauschte, sah ich die beiden andern auf der Mauer des Hinterhofes, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen, und zwar mit so leisem, aber doch sicherem Tritt, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sichern Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuches gewiß sicher sein. Wirklich erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdalla ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte.“

In Indien werden junge Leoparden zur Jagd abgerichtet. Ein Fürst in Armenien besaß vor hundert Jahren gerade hundert solcher abgerichteter Thiere. Im Jahre 1842 noch besaß ein indischer Fürst einen Jagdleoparden, den er auf einem Wagen mit sich führte. Für gewöhnlich trug das Thier eine rothe Kappe auf dem Kopfe, wodurch die Augen bedeckt wurden. Sobald aber eine Antilope sichtbar wurde und man ihr etwas näher gekommen war, nahm man dem Leoparden die Kappe ab. Dieser suchte das Thier zu beschleichen, legte sich auf die Lauer und fiel in zwei oder drei Sprüngen über dasselbe her. Mißlang ihm aber der Sprung und entfloh die Antilope, so legte sich der Leopard wie beschämt nieder und ließ sich ruhig auf den Wagen bringen, wo er mit etwas Fleisch und mit Wasser getröstet wurde.

Ein sehr gefährlicher Gast in den Schafheerden ist der Kuguar oder Puma; er wird auch der amerikanische Löwe genannt. Ihm ist weniger an dem Fleische der Thiere gelegen, welche er mordet, er liebt vor

Allem ihr Blut, und nach den Erzählungen der Pandleute in Südamerika soll er in einer einzigen Nacht oft fünfzig Schafe erwürgen und ihnen das Blut aussaugen. Die Menschen haben von ihm gewöhnlich nichts zu befürchten, denn er reißt schon bei ihrem Anblick aus, auch den Hunden geht er vorsichtig aus dem Wege. Den Thieren des Waldes wird er besonders durch seine Fertigkeit im Klettern verderblich. Nicht selten hält er eine Affenjagd und springt den freischendenden Flüchtlingen von Baum zu Baum nach.

Früher gab es auch in Deutschlands Wäldern ein gar schlimmes Raubthier aus dem Kaugengeschlechte, nämlich den Luchs. Er ist leicht kenntlich an den schwarzen Haarpinseln, welche die Spitze seiner Ohren zieren und an dem dichten Barte, der sich um sein Gesicht herumzieht; seine Gestalt ähnelt mehr der des Hundes. Sein Auge glüht im Dunkeln wie eine Kohle und ist sehr scharf, und wenn man von Jemandem sagen will, er sieht sehr gut, so spricht man einfach: „Er hat Augen wie ein Luchs.“ Menschen greift der Luchs nicht ungereizt an, aber sonst ist er sehr kühn und springt selbst aus dem Blätterwerk der Bäume den vorübergehenden Hirschen und Pferden auf den Nacken und hegt sie todt oder zerbeißt ihnen die Kehle.

Im Jahre 1841 stand in einer norwegischen Zeitung: „Vor ein paar Wochen kam eine Heerde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde nach dem Gute des Kapitaïn Pleyh gelaufen. In der Heerde war eine Ziege, auf deren Rücken ein junger Luchs saß, der seine Klauen fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es dem inzwischen hinzugekommenen Sohne des Kapitaïns gelang, das Raubthier zu erschießen.“

In den kalten Ländern Nordamerika's und Asiens wird der Luchs fleißig gejagt, weil sein Fell einen schönen Pelz giebt.

In deutschen Wäldern findet man hier und da noch als gefährliches Raubthier die wilde Kaze. Sie lauert auf Bäumen versteckt auf ihren Raub und fällt selbst Wildkälber an. Hasen, Kaninchen, und alle Vögel haben an ihr einen bösen Feind; selbst der Jäger muß sich vor ihr in Acht nehmen, denn sie springt bei einem Fehlschusse wohl gar dem Schützen in das Gesicht und zeichnet ihn für sein ganzes Leben. Sie ist leicht kenntlich an dem kurzen, dicken Schwanze und an der Größe und Stärke der Glieder. Ihr Pelz ist gelblich-grau, mit dunklen Querstreifen besetzt und über den ganzen Rücken hin zieht sich ein schwarzer Strich.

Die Hauskaze braucht den Kindern nicht erst beschrieben zu werden, sie haben oft genug mit ihr gespielt und sich über ihre Keinlichkeit gestreut. Aber das werden sie vielleicht noch nicht wissen, daß die Kaze den Türken ein heiliges Thier ist, weil sie vor zwölfhundert Jahren der Liebling ihres Propheten Muhamed war. In Aegypten schnitten sich vor zweitausend Jahren alle Bewohner eines Hauses die Augenbraunen ab, wenn bei ihnen eine Kaze starb, und wer ein solches Thier auch nur aus Versehen tödtete, der verlor wieder sein Leben.

--- Allerlei Gefieder. ---

Kinder kommt, jetzt sind wir da
Bei dem Strauß aus Afrika.

Der kann laufen
Ohn' Verschlaufen
Wie der Wind,
So geschwind.
Und sein Magen
Kann vertragen
Ganz scharmant
Stein und Sand.

Knaben und wohl auch Mädchen laufen bisweilen im Garten oder auf dem Turnplatze um die Wette, und wer am ersten am Ziele ist, bildet sich dann nicht wenig auf seine schnellen Füße ein, und lacht wohl die Andern gar noch aus. Wenn aber Kinder nichts weiter gelernt hätten, als schnell laufen, da stände es um ihren Ruhm gar schlimm, und über die besten Läufer würde sich der Strauß in Afrika gar sehr lustig machen. Das ist ein Läufer, der sich gewaschen hat, den kann das schnellste Pferd nicht einholen und Säge kann er machen, daß Einem der Verstand stille stehen bleibt. Sineetwegen mögen sich drei Knaben, jeder zwei Ellen lang, der Länge nach in einer Linie auf den Boden hinlegen, daß des Einen Füße an den Kopf des Andern antreffen, der Strauß setzt, wenn er im Laufe ist, über diese 6 Ellen lange Linie mit einem einzigen Sage hinweg, und die folgenden Schritte werden um kein Haar kürzer, wenn er einmal in der Arbeit ist.

Dazu gehören starke und lange Beine und die hat er auch. Ein einziger Beinschlag vermag einen Schakal oder wilden Hund tod zu Boden zu strecken. Bei der schnellen Jagd helfen ihm die Flügel mit den schönen weißen Federn, welche die Damen gern als Schmuck auf den Hüten tragen. Fliegen kann er aber gar nicht. Sonst hat er nicht gerade viel Ueberfluß an Federn; denn Kopf, Oberhals und Beine sind ganz nackt, ja der junge Strauß bringt gar keine Federn aus dem großen Ei mit auf die Welt, sondern er ist die ersten zwei Monate mit einer stachelichten Haut wie ein Igel umgeben, damit er sich auf den harten Kieselstein und zwischen den Dornengewächsen nicht schaden kann. Ans Herz werden sich diese Stachelkinder nicht gut drücken lassen, aber geliebt werden sie sehr von ihren langbeinigen Eltern. Schon auf den vielen Eiern sitzen Vater und Mutter über einen ganzen Monat, Nachts in der Kühle und am Tage in der Gluth, und gönnen sich kaum Nahrung zu holen. Und wenn dann die kleinen Nacktfrosche ausgekrochen sind, da giebt's wieder



Lith. v. H. Herrmann.

1. Rother Arara. 2. Cacadu. 3. Blauer Arara. 4. Rother Cardinal u. A. 5. Malakkatäubchen. 6. Lachtauben. 7. Kronentaube. 8. Goldfasan. 9. Casuar. 10. Afrikanischer Strauß. 11. Pfauhahn. 12. Sperlingspapaßei, Sympathievögel. 13. Kl. Halsband-Perrüsche. 14. Neuholländischer Haubenpapaßei. 15. Loriket. 16. Grauer Lori. 17. Grüner Amazonenpapaßei. 18. Das Hokohuhn. 19. Mitu. 20. Silberfasan. 21. Sumpfvögel: Kranich,

viel Arbeit, und viel Wachsamkeit ist nöthig, um sie gegen wilde Thiere zu schützen und zu vertheidigen und vor den Blicken der Menschen zu bewahren.

Gelehrte Leute erzählen noch von einer andern rührenden Liebe dieser Eltern. Die Straußenmütter legen zerstreut in der Nähe des Nestes auch noch Eier, die aber nicht ausgebrütet werden. Wenn nun die Kleinen hungern, so soll Vater Strauß diese Eier mit dem Schnabel aufhacken und die Kinder picken hinein und füllen sich den Magen mit dem Eiweiß und Eigelb. Der alte Strauß braucht aber so zarte Nahrung nicht mehr, denn es hat Niemand einen besseren Magen als er. Fehlt es ihm an den mageren Pflanzen der Wüste, da sackt er auch Erde, Steine und andere Sachen hinein, die uns schlecht bekommen würden. Ein zahmer Strauß fraß einmal zur Abwechslung einem Offizier einen metallnen Knopf von der Uniform ab und ein anderer fand Gefallen an dem kostbaren Korallenschmuck einer Dame und verschluckte ihn.

Seiner schönen weißen oder schwarzen Federn wegen wird der Langbein mit dem Kameelhalse auch fleißig gejagt; aber es gehören schnelle Pferde und gute Reiter dazu. Gewöhnlich stellen sich die Jäger in einem großen, großen Kreise auf und machen ihn immer enger, so daß der Strauß nicht mehr entfliehen kann und schlagen ihn dann mit Stöcken todt. Auch seine Eier sind eine gesuchte Waare, denn sie werden gegessen, und die dicke glänzende Schale nimmt man zu Gefäßen und zu Lampen.

Ein viel kleinerer Bruder des Straußen in Afrika lebt auf den indischen Inseln einsam in Wäldern und das ist der Kasuar; er brauchte sich doch gar nicht zu schämen, in Gesellschaft zu gehen, denn er ist geschmückt auf dem Kopfe mit einem gelblichen Helme und am Halse mit schön blauer und rother Farbe; der übrige Körper ist freilich wie mit einer Pferdemähne bedeckt, denn die schwarzen Federn gleichen mehr dicken Haaren.

Ueber dem Strauße auf unserm Bilde erblicken wir Vögel, welche den Kindern gar wohl bekannt sind, nämlich die Papageien.

Ei da giebt's schöne Farben, aber häßliches Gefreisch, und wenn ich einen solchen drolligen Burschen geschenkt bekäme, würde ich ihn nur dann behalten, wenn er den Schnabel hielt. Seine Wörter, die er gedankenlos herplappert, wollte ich mir schon gefallen lassen, aber das Geschrei würde ich mir verbitten. Klettern können diese bunten Herren wie die Affen und Eichhörnchen, und der krumme Schnabel hilft ihnen ganz prächtig dabei. Noch lieber nehmen sie ihn aber zum Knabbern und Knacken, und in ihrer Heimath in den heißen Ländern Amerika's und Asiens richten sie damit in den Baumpflanzungen und Maisfeldern furchtbaren Schaden an, denn sie kommen dann gleich in ganzen Schaaren. Die dortigen Bewohner sind deßhalb gar nicht gut auf sie zu sprechen und schießen sie todt, um ihr Fleisch zu essen und mit den Federn Kleid und Haus zu schmücken. Die aber der Jäger nicht treffen kann, erreichen gewöhnlich ein hohes Alter und nicht wenige haben ihre hundert Jahre auf dem Rücken.

Ganz prächtig ist der rothe Arara geschmückt, sehr zart ist der weiße Kakadu mit seiner Federkrone angekleidet und der blaue Arara und grüne Amazonenpapagei brauchen sich auch nicht zu verstecken, aber meine Lieblinge sind die kleinen Sperlingspapageien oder Sympathievögel. Bei ihnen lebt jedes Paar zusammen, wie ein Herz und eine Seele, und es ist eine wahre Freude für jeden friedliebenden Menschen, sie neben einander sitzen zu sehen. Was das Männchen thut, das muß das Weibchen auch mitmachen. „Frißt das eine, so thut dies auch das andere; badet sich dieses, so giebt jenes das Geleit; schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen ein; wird dieses krank, so sorgt das andere für Futter; und sind noch so viele auf einem Baume versammelt, so werden doch nie die zusammengehörigen Pärchen sich trennen.“ Wenn die Geschwister unter unsern Kindern auch immer so einig wären, das wäre eine Pracht! —

Den eitlen Pfau, der ein so herrliches Rad schlagen kann, aber eine häßliche Stimme und wenig schöne Beine hat, sieht man bei uns oft stolz unter den Hühnern umherschreiten, und was für eine treue Mutter die Henne gegen ihre Küchlein ist, das wissen die Kinder schon lange und braucht ihnen nicht erst gesagt zu werden. Die Henne hat aber auch einen guten Mann, den Hahn. Mit seinem Schnabel zerhackt er Würmer, Fleisch und Brotstücke, Maikäfer und andere Braten wie ein Türke und ruft dann Hennen und Küchlein herbei, um ihnen das Futter wie ein guter Vater zu überlassen. Aber wehe! wenn mehrere Hähne auf einem Hofe sind, dann giebt es zwischen ihnen nichts als Hader und Streit.

Ebenso unverträglich mit Seinesgleichen ist der Gold- und Silberfasan aus China. Der Erste ist wie in lauter Gold und Scharlach gekleidet, der Zweite hat einen silberweiß-glänzenden Rock an mit feinen schwarzen Zickzacklinien besetzt.

Friedlicher leben die Taubchen zusammen. Davon giebt es sehr verschiedene Arten; manche haben sogar eine Haube auf dem Kopfe und Strümpfe und Hosen an den Beinen, freilich Alles von Federn. Die Trommeltauben schlagen ordentliche Wirbel, wie der kleine Tambour Veit, und die Lachtauben sind gar lustige Gesellschafter in den Zimmern. Fast wie ein Truthahn so groß wird die bläuliche Krontaube. Obgleich sie eine schöne Federkrone auf dem Haupte trägt, ist sie doch etwas dumm und ungeschickt. Man sieht also, auf den Schmuck kommt's bei der Klugheit gar nicht an, und ein schöner Hut giebt noch lange nicht Verstand.

Der größte Vogel in Europa ist der Kranich. Wenn er seine hohen Beine und den langen Hals ausstreckt, dann ist er zwei Ellen hoch. Die Menschen sind nicht seine Lieblinge und er flieht vor ihnen, wo er kann. Wenn er aber einmal gezähmt ist, dann wandelt er gravitatisch unter dem Hühnervolke umher und weiß gar wohl, daß er der Größte und somit der Herr ist. Eine merkwürdige Geschichte weiß ich von einem Kranich, der vor ungefähr dreißig Jahren auf einem Edelhofe lebte.

Dort herrschte er wie ein türkischer Kaiser über alles zweibeinige und vierfüßige Vieh, was es da gab. — Wo sich die Hühner zankten, fuhr er mit seinem Schnabel dazwischen und stiftete Frieden, und wer nicht folgte, der bekam so lange Schläge damit, bis ihm das Streiten verging. Er war auch ein guter Hirt, denn er begleitete die Schafe und half sie wieder mit hereintreiben. Selbst den Kutscher spielte er und stellte sich vor die angespannten Pferde, damit sie nicht Reißaus nehmen sollten. Sein größter Liebling war aber — nun rathet ihr Kinder! — — Denkt einmal: ein großer Ochse. Der Kranich suchte den Brummer im Stalle und auf der Weide auf, fraß und schlief mit ihm, wehrte ihm die lästigen Fliegen ab und tanzte sogar vor dem unbeholfenen Bierbein, um ihn aufzuheitern. — Das war doch eine merkwürdige Freundschaft. — Ja sogar den Polizeidiener stellte er vor und trieb den Bettler aus dem Hofe, aber wenn einmal der Schornsteinfeger kam, da fürchtete er sich wie ein Hase und war weg wie Schnupstabak. Zum Possenreißen hat überhaupt jeder Kranich viel Talent. Er wirft Steine und Holzstücke in die Luft und fängt sie geschickter wieder auf, als manches Kind den Gummiball. Schon mancher Hausherr ist ärgerlich geworden, wenn sein Kranich aller Augenblicke an der Hausthürklingel zog, aber er mußte doch wieder lachen, wenn der Stelzbein dann mit Beinspringen und Kopfverdrehungen einen Tanz aufführte, daß Einem schon beim Zuschauen ganz wirbelig im Kopfe wurde.

Obgleich der Kranich ein so lustiger Patron ist, so halten ihn die Kalmücken doch für heilig, weil er auf dem Kopfe eine Glaze hat und, die Leute in Japan nennen ihn „Gnädiger Herr“ und verzieren mit seinem Bilde die Wände ihrer Tempel und Häuser, denn sie meinen, er bringe Glück und langes Leben.

Der Kranich ist ein Wandervogel und zieht im Frühling in großen Schaaren in kältere, im Herbst zurück in wärmere Länder, und läßt sich in der Nähe der Gewässer nieder, wo er Amphibien, Insekten und säftige Gewächse zu seiner Nahrung findet. Dabei geht der Flug des ganzen Vogelheers so hoch, daß man die einzelnen Vögel oft kaum noch erkennen kann.

Dem Kraniche an Gestalt und Größe ähnlich ist der Storch. Von diesem Vogel hat schon jedes Kind gehört, wenn ein kleines Geschwisterchen angekommen ist. Im Norden von Deutschland ist er im Sommer über zu Hause und läßt sich mitten in den Dörfern auf den Häusern nieder, wo die Leute ihm ein Nest recht gern bereiten helfen; denn er ist ein gar guter Freund der Menschen und kommt mit seiner Frau jedes Jahr in dasselbe Nest zurück, so lange man ihm nichts zu Leide thut. Auch er ist ein Zugvogel, kommt im Frühling und zieht im Herbst in großen Geschwadern wieder nach wärmeren Ländern zurück.

Der Storch ist sehr ernst und gravitätisch und stundenlang kann er auf einem Beine stehend vom Dache herab in das Gewühl der Menschen und in die Wolken schauen oder zur Abwechslung mit seinem gewaltigen Schnabel klappern. Diesen wendet er aber auch noch vortrefflich zum Fangen der Frösche, Kröten, Schlangen, Käfer und anderer wohlschmeckender Thiere an, und darum läßt er sich gern in wiesen- und wasserreichen Gegenden nieder.

Auch der Storch ist ein großer Liebling der Menschen und bekommt bei verschiedenen Völkern verschiedene schöne Namen z. B. Segensvogel, Gottesvogel, Glücksträger u. s. w., denn sie meinen, wo er sich niederläßt, da schlägt kein Bliß ein und wo er auf die Weide geht, da wächst und gedeiht Alles besser.

Weil der Herr Storch gern in und an Sümpfen sich aufhält, so wird er zu den Sumpfwatern gerechnet. Ein anderer solcher Sumpfwater ist der Flamingo aus Afrika. Si das ist ein prächtig geschmückter Herr, denn sein Rock ist ganz ordentlich rosenroth, den er auch als Wochentagskleid trägt. Schmutzig kann der herrliche Federanzug nicht leicht werden, denn an sehr langen Beinen fehlt es dem Flamingo auch nicht. Wenn man den Schnabel dieses Vogels zum erstenmal sieht, so denkt man, das arme Thier hat ein Unglück gehabt und denselben gebrochen; aber wenn man genauer hinsieht, bemerkt man, daß er von Natur in der Mitte einen solchen Winkel hat. Freilich muß der Vogel, wenn er an den Fluß-, See- und Meeresufern Muscheln und Laich sich herausfischen will, den Schnabel verkehrt in's Wasser stecken, d. h. den oberen Theil nach unten zu gerichtet. Das wird wohl etwas umständlich sein, aber wenn man Hunger hat, läßt man sich ein wenig Mühe nicht verdrießen.

Solche Vögel, welche zwischen den Zehen eine breite Haut haben, nennt man Schwimmvögel; wie unsere Enten, Gänse und Schwäne.

Auf den Strömen und Meeren in Asien und an den Ufern des mittelländischen Meeres findet man einen solchen Schwimmvogel, der unter dem Schnabel gleich ein ganzes Fischnetz hängen hat. Das ist der Pelikan. Er ist ein gefährlicher Feind der Fische, denn wenn er unter die Oberfläche taucht und den Schnabel aufsperrt, so kann er wohl ein halbes Duzend fangen, wenn sie auch so groß sind wie ein Karpfen. In Indien wird er gezähmt und gerade als Fischergeselle gebraucht. Man legt ihm zu diesem Zwecke einen Ring um den Hals, welcher das Hinunterschlingen der Fische verhindert und läßt ihn tauchen. Sobald er wieder herauf kommt, öffnet man ihm den Schnabel und nimmt den Fang aus dem Kehlsacke heraus. Das ist freilich eine bequeme Sache. Wie im Wasser, so können die Pelikane trotz ihrer unförmigen und schwerfälligen Gestalt auch prächtig in der Luft schwimmen oder fliegen, und wenn sich Hunderte und Tausende am frühen Morgen emporschwingen und die Sonne scheint auf ihr blaßrosafarbenes Gefieder, das soll ein prächtiger Anblick sein. Ein deutscher Kaiser, Maximilian, besaß einen gezähmten Pelikan, der ihm viel Vergnügen bereitete und gegen 80 Jahre alt geworden sein soll. Er begleitete seinen Herrn sogar in den Krieg und flog den abmarschirenden Soldaten wie eine Fahne voraus.

Unheimliche Gesellschaft.

Mit Grauen und Bangen
Schaut auf die Schlangen
Ein jedes Kind;
Denn sie umschlingen
Mit mächtigen Ringen
Gar schnell und geschwind
Das arme Wesen,
Was sie sich erlesen
Zum Mittagsbrot;
Und dem Armen droht
Gar bitterer Tod.
Denn bald sind zerbrochen
Im Leib alle Knochen,
Und voll Hast und Eifer
Bespritzt mit Geifer
Die Schlange das Thier,
Und würgt voll Gier
Es langsam hinunter.

„Hu! die garstigen Schlangen!“ sagen gewöhnlich die Kinder, wenn sie im zoologischen Garten zu den langen Wurmern kommen, und besonders die Mädchen bleiben gewöhnlich nicht lange bei ihnen stehen. Ja ich kannte eine solche kleine Dame, die meinte: „Die Schlangen könnten wohl gar durch das Drahtgitter Gift auf sie spritzen und dann müßte sie sterben.“ So schlimm ist aber die Sache nicht. Nicht alle Schlangen sind giftig, sondern nur ein kleiner Theil derselben, und bei uns in Europa giebt es nur eine Art, die Gift haben, das sind die Kreuzottern oder Kupfernattern. Diese aber kann man leicht erkennen, denn auf dem Kopfe hat dieses Thier zwei dunkle Linien, die wie ein Kreuz gestaltet sind, und vom Halse aus zieht sich über den Rücken ein schwarzbraunes Zickzack, das aus lauter viereckigen Flecken besteht. Diese Kreuzottern lieben die Sonne sehr und lassen sich an Bergabhängen, in Steinbrüchen u. s. w. sehr gern von ihr bescheinen. Dabei blizt das goldglitzernde Auge unaufhörlich umher, und wenn es ein Vögelchen, eine Maus oder einen Frosch entdeckt hat, dann schießt das Thier wie ein Pfeil darauf zu, beißt mit giftigem Zahne



1. Königs-Riesen od. Abgottschlange. 2. Brillenschlange. 3. Perleidechse. 4. Wüsteneidechse. 5. Klapperschlange.
6. Riesenfrosch. 7. Schildkröte. 8. Nilcrocodill.

hinein und wenn der unglückliche Gefangene todt ist, dann bedeckt sie ihn mit einem weißlichen Schleime, damit er besser hinunterrutschen und vom Magen leichter verdaut werden kann. Nun sperrt sie den Rachen auf und würgt ihn langsam hinunter, und ganz deutlich kann man sehen, wie der Braten allmählig weiter rutscht. Die übrigen Schlangen bei uns, welche das Kreuz auf dem Kopfe und das Zickzack auf dem Rücken nicht haben, sind ohne Gift und den Menschen ganz unschädlich. Aber von dem Biß der Kreuzotter können Kinder und Erwachsene sogar schon in einigen Stunden todt sein.

Wo hat denn nun aber die Schlange das Gift? Das ist ganz merkwürdig eingerichtet. An jedem Ohr hat die Schlange unter der Haut eine Drüse, hier sammelt sich der giftige Schleim; von hier aus geht das Gift durch ein Röhrchen in zwei hohle Zähne, welche oben vorn im Rachen stehen. Wenn die Schlange ruhig liegt, da biegen sich auch diese Zähne um und legen sich nach hinten. Wenn sie aber gereizt ist und den Rachen aufsperrt, dann stehen die Zähne ganz gerade da, und sobald sie in das Fleisch der Thiere einbeißt, dann fließt aus den hohlen Zähnen das tödtliche Gift in die Wunde und der Tod erfolgt dann gar bald. Bricht ein solcher Giftzahn ab, dann fließt der böse Saft in den dahinter stehenden.

Die Schlangen werden oft häßlich genannt, und doch sind sehr viele von ihnen ganz schön bunt gezeichnet und eine sogar brennend roth. Die heilige Schrift nennt die Schlange „das listigste Thier“, und ehr listig fängt es die Schlange an, um ihre Beute zu erhaschen. Entweder liegt sie ganz still im Grase oder unter Blumen versteckt, und schießt dann mit Blitzesschnelligkeit auf ihr Opfer los, oder sie hat das Schwanzende um einen Baumstamm, wo er von Blättern verdeckt ist, gewunden, und schleudert dann mit furchtbarer Kraft den vorderen Theil des Körpers auf das vorübergehende Thier, umwickelt es in einem Nu! zieht die Ringe immer enger und zerbricht ihm die Knochen. Es giebt Schlangen, die sind 10 bis 15 Ellen lang oder fünfmal so lang, wie ein Mann hoch ist; diese sind dann auch so stark, daß sie den Ochsen, Löwen, Tiger u. s. w. die Knochen im Leibe zerbrechen können. Wenn sie dann den großen Braten verschlingen wollen, müssen sie auch den ganzen Klumpen mit weißem Schleime überziehen, denn er muß auf einmal hinuntergewürgt werden, da sie ihn nicht zerbeißen können. Dabei ist es schon vorgekommen, daß dann das Horn eines Büffels oder einer Ziege sich mit der Spitze durch den Schlangenleib hindurchgebohrt hat und herausstand. Viel Essen macht faul und wer gleich solch große Portionen auf einmal verschlingt, dem wird die Kage den Magen nicht fortschleppen. Nach einer solchen Mahlzeit liegen dann die Ungeheuer beinahe regungslos da und sie können dann leicht todtgeschlagen werden.

Die größten und gefährlichsten Schlangen hausen in den fremden Erdtheilen in heißen Gegenden; und hier muß man sehr vorsichtig sein, denn unerwartet kann man von ihnen im Walde, im Wasser, auf Wiesen und Wegen, auf den Feldern und sogar in den eignen Hütten angefallen werden.

Die schön buntgezeichnete Riesenschlange, welche den Löwen umschlungen hält, um ihn zu zerdrücken, hat kein Gift, aber eine ungeheure Kraft in ihren Muskeln. Wenn sie aber eine so reichliche Mahlzeit gehalten hat, dann soll sie so unbeweglich sein, daß sie kaum am Boden hinkriechen kann, und dann kommen Hunderttausende von großen Ameisen, fallen über sie her und fressen sie bei lebendigem Leibe an. Hu! da läuft Einem die Gänsehaut über.

Die Brillenschlange in Indien ist eine der giftigsten. Sie heißt so, weil sie im Nacken schwarze Ringe hat, die beinahe wie eine Brille aussehen. Dieses Thier wird nicht zu groß, aber es kann zwei Mannslängen weit springen und besonders entsetzlich ist der Anblick der Schlange, wenn sie im Zorn den Hals zu einem häßlichen Klumpen anschwellen läßt. Dann ist auch die Gefahr am größten, und wohin sie einmal gebissen hat, da tritt schneller Tod ein.

Und gerade dieses gefährliche Thier wird von den Indiern so abgerichtet, daß es nach der Musik tanzen lernt. Ei da möchte ich nicht der Lehrmeister sein; aber ich denke, es werden aus dem Rachen wohl erst die Giftzähne gebrochen worden sein.

Die Klapperschlange ist leichter zu bemerken, wenn sie sich bewegt, denn dann flappern die Hornringe am Schwanze und man kann leicht fliehen. Sie wird nur so lang wie ein großer Mann und obgleich sie sehr giftig ist, fällt sie Menschen doch weniger an. Es ist aber besser, man kommt ihr lieber nicht zu nahe; denn wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um.

Gleichsam Schlangen mit vier Füßen sind die Eidechsen.

Gar liebe Thierchen sind die, welche bei uns leben; ei wie geschickt und schnell rascheln sie über den Boden hin, aber wenn man sie beim Schwänzchen anfaßt, um sie zu fangen, da kann man dasselbe leicht allein in der Hand behalten und das flinke Däbchen entflieht in ein Loch.

Ganz prächtig grünschimmernd ist die Perleidechse, die bei uns und in Italien vorkommt, und wenn sie von Busch zu Busch schlüpft, ei da ist's, als lief ein grünblickender Edelstein hin und her.

In den heißen Ländern sind die Eidechsen ein wahrer Segen für die Menschen. Dort sind nämlich große Mücken eine wahre Qual und Plage, die sogar des Nachts keine Ruhe lassen und so stechen können, daß große Beulen entstehen. Die guten Eidechsen aber halten gute Wache und haschen diese Plagegeister zu Tausenden weg.

Wenn aber die Eidechsen über zehn Ellen lang werden und Menschen mit dem langen Rachen erschlagen und mit scharfen Zähnen zermalmen, dann danke ich schön. Eine solche gefährliche Rieseneidechse ist das Krokodil. Es lebt hauptsächlich im Nil in Egypten, in welchem einst der kleine Moses in einem Kästchen gefunden wurde. Ich glaube, wenn ein Krokodil das gewußt hätte, da wäre wohl das Kästchen sammt dem kleinen Knaben hinuntergeschluckt worden.

Dieses Thier mit seiner knochenharten Schuppenhaut ist vorn und hinten gefährlich, denn es hat im Schwanze eine solche Stärke, daß es einem Hirsche mit einem Schlage alle vier Beine zugleich zerschlagen kann und rudern kann es pfeilschnell damit im Wasser.

In Asien giebt es ein Krokodil, das lebt im Ganges, und ist noch viel länger und gefährlicher als das Nilkrokodil. Das ist der Gavial. Er hat einen Rachen, der lang wie ein Schnabel ist, und mehr als hundert scharfe, spizige Zähne enthält. Und denkt nur, dieses abscheuliche Thier wird noch heute von den Indiern als göttlich verehrt und was das Entsetzlichste dabei ist, ihm werden neugeborene Kinder, besonders kleine Mädchen zum Fraße vorgeworfen, denn die armen Menschen glauben dort, darüber freue sich ihr Gott. — Das ist ganz erschrecklich. — Die Christenkinder wissen gar nicht, wie gut sie es bei ihren lieben Eltern haben.

Hundertmal lieber als die gefräßigen Krokodile sind mir die Schildkröten.

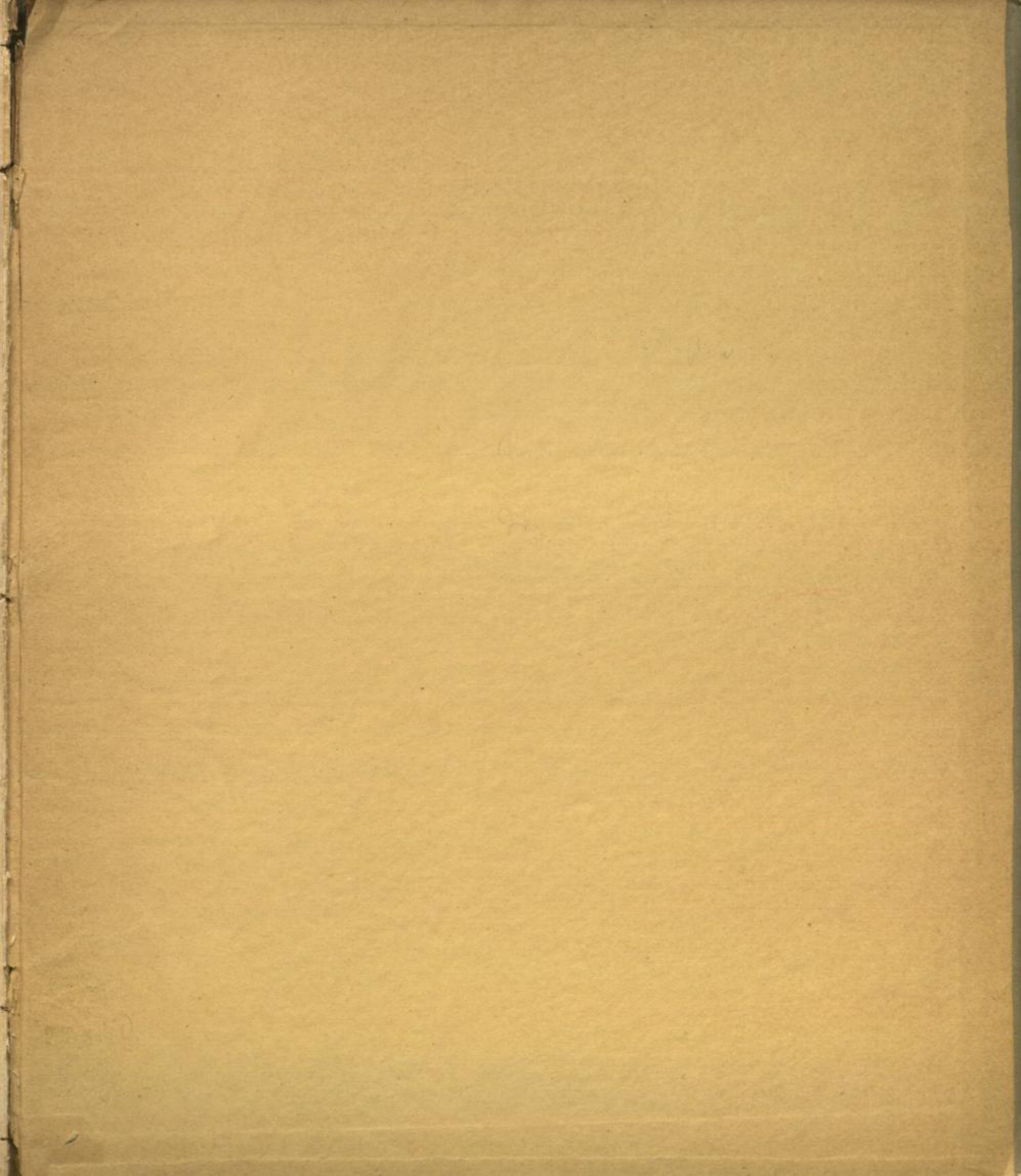
Sie sind froh, wenn man ihnen nichts thut. Ich habe sie immer um ihren dauerhaften Rock beneidet; der hält einen Puff aus, denn er ist bei den meisten von hartem Horn. Kämme von Schildkrot gefallen den Mädchen und Schnupstabakdosen von diesem Horn den Männern. Aber nicht alle Schildkröten haben welches auf dem Rücken, sondern nur eine Art, sie heißt Karette. Aber abscheulich ist es von den Menschen, welche den armen Thieren das „Krot“ oder „Bad“ nehmen. Denn sie machen ein Feuer unter das lebende Thier und warten nun, bis von der Gluth sich das Horn von der Schaale ablöst. Wenn ich einen Kamm oder eine

Tabaksdose von Schildkrot hätte, ich müßte allemal an die Qualen des armen Thieres denken, das sein Horn dazu hat hergeben müssen.

Es giebt Schildkröten, die sind so klein wie ein Thaler, und werden in Amerika wie die Frösche in Gläsern als Wetterpropheten benutzt; — es giebt aber auch welche, die sind über drei Ellen lang, wie die Riesenschildkröten. Diese Thiere leben ganz friedlich in großen Heerden auf dem Meeresgrunde und weiden dort, wie Schafe und Rinder auf der Wiese, die Pflanzen ab. In stillen Nächten kommen sie leise an's Ufer geschwommen, steigen vorsichtig an's Land, suchen einen passenden Platz, und schaufeln nun mit großer Emsigkeit eine Grube. Da hinein legen sie 100 bis 200 Eier reihenweise nach einander, kraken den Sand wieder darüber und decken das Ganze so schön zu, daß nun Niemand den Schatz ahnt, der hier verborgen liegt. Denn diese Eier sind wirklich ein Schatz und werden von Menschen und Thieren sehr gern verzehrt. Auch das Fleisch der Riesenschildkröte soll sehr schmackhaft sein, darum wird das gute Thier bei seinem Rückzuge vom Eierlegen auf dem Wege nach dem Meere sehr häufig gefangen und getödtet. Bei uns essen Gutschmecker die Suppen (Turtlesuppen) von dem Fleische dieser Schildkröten als eine feine Delikatesse.

Wie im Meere, so wohnen verschiedene Arten auch auf dem Lande, in Flüssen und Sümpfen.

In diesem Jahre brachte mir mein guter Freund zwei kleine Sumpfschildkröten aus Italien mit. Oi, die Thierchen machen mir viel Spaß. Nachts stecken sie in einem Vogelbauer auf feuchtem Sande und am Tage gewöhnlich in einer Schüssel voll Wasser. Wenn ich an den Gefäßrand poche und Mag! Mag! rufe, dann kommt besonders die Größere schnell mit dem Kopfe heraus und paßt auf, ob ich eine Fliege bringe. Wenn ich einen solchen Braten gefangen habe, dann marschirt sie demselben ringsum am Rande nach, reckt den Hals so weit sie kann und sperrt das Maul auf, wer weiß wie weit. Endlich hat sie die Fliege erschnappt und taucht schnell unter, um sie zu verspeisen. Manchmal marschirt sie auch auf dem Fensterbret oder auf dem Tische herum. Wenn ich ihr dann eine Fliege schenke, so schnappt sie wohl darnach, aber hinterzuschlingen kann sie dann den Gang nicht, sondern sie läuft dann mit dem Braten im Maule von einem Ort zum andern und sucht Wasser. Sobald ich sie wieder in die Schüssel setze, läßt sie die Fliege schwimmen und fährt mit Hast auf sie zu, kaut daran, läßt sie wieder fahren, fängt sie wieder, kaut wieder ein Stück ab und das geht so fort, bis endlich alles verschlungen ist. Zähne haben die Schildkröten gar nicht, aber dafür einige einen knorpelartigen Rand und alle bekommen an dem Oberkiefer einen nach unten zu gehenden Haken, mit dem sie die Nahrung festhalten. Bei den großen mag dieser Haken recht derb kneipen können, ich merke das schon an der meinigen, wenn ich ihr zum Scherz meinen Finger anstatt einer Fliege hinhalte. Wenn sie auf dem Rücken liegen, geben sie sich mit Kopf, Beinen und Schwanz erstaunliche Mühe, um sich umzuwenden, und vorzüglich hilft dabei der Schwanz, den nöthigen Schwung zu geben. Die großen Riesenschildkröten können sich auf dem Lande nicht umwenden, wenn sie auf den Rücken geworfen werden. —





KODAK GRAY SCALE



C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

1.00

.20

.30

.50

.70

1.00

1.30

1.60

1.90

00 A

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green



KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.